

188
Ct 1
Jung

J U N I 1 9 3 3
59. J A H R G A N G

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von
RUDOLF PECHEL
gemeinsam mit
PAUL FECHTER

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.—
PRO QUARTAL M. 2.75

INHALTSVERZEICHNIS

| | Seite |
|--|-------|
| PAUL ERNST † | 137 |
| VON EINEM AUSLANDDEUTSCHEN Der Rassenkampf im Reich und die Minderheiten | 138 |
| GEORG SCHMIDT-ROHR Sprache oder Volkstum? - Sprache und Volkstum! | 146 |
| LOUIS v. KOHL Erkrankung des Staates | 152 |
| KURT KLUGE Die drei Gelehrten. Erzählung | 158 |
| PAUL FECHTER Was fangen wir mit den Dichtern an? | 168 |
| BERNHARD HERRMANN Wiederaufbau des Berliner Theaters | 171 |
| FRED HAMEL Zukunft der Musik — Musik der Zukunft . . | 176 |
| RUDOLF DEGKWITZ Zur Krise der Medizin | 181 |
| EGON BANDMANN Die deutsche Sendung auf der Weltwirtschaftskonferenz | 184 |
| MAXIMILIAN CLAAR Kolonialkampf in der Sahara | 188 |
| LITERARISCHE RUNDSCHAU Karl Haushofer: Germanica aus der Bücherflut . | 193 |
| D. R. Von Mommsen bis Hans Grimm | 195 |
| POLITISCHE RUNDSCHAU | 199 |
| VOR DEM SCHNELLRICHTER | 203 |

DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 von Julius Rodenberg
gegründet, erscheint in Monatsheften
am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.
Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schrift-
leitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rück-
porto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19,
Jerusalemmer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 595 01
und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450 und 8056

Paul Ernst †

Er war nicht nur eine große Stimme dieses Landes: in ihm war etwas von der alten Sendung des Dichters wieder aufgelebt. Er hatte als Einzelner das Schicksal der Nation, das sie leben muß, vorgelebt. Aufgestiegen aus dem Volk, war er über die Auseinandersetzung mit den Mächten der Zeit, dem Sozialismus, der Literatur, in langer Wanderung dahin zurückgekehrt, von wo er einst seinen Weg angetreten hatte. Je älter er wurde, desto mehr fand er zu den natürlichen Quellen des Lebens, zu den Wirklichkeiten des Volkes und des lebendigen Geistes zurück. Der Bergmannssohn aus Elbingerode im Harz, der zuerst Theologie studierte und ein strenger, herber, unerbittlicher Verfechter des Gesetzes war, kam, je älter er wurde, immer mehr vom nur Gedachten des Gesetzes zu seinem Erlebnis, fand es nicht mehr nur in der verwirklichten Form seiner Kunstgebilde, denen er die Kraft junger Jahre gewidmet hatte. Er erlebte es jetzt ebenso in der scheinbaren Formlosigkeit des menschlichen Daseins in der Welt. Die alte Erkenntnis kam über ihn, daß zuletzt die stärkste Verwirklichung geistiger Energien nicht die Kunst, sondern das Leben selber ist. So wurde er mehr und mehr aus einem Deuter des Schaffens ein Weiser vor der Welt, ein Mensch, der die verworrenen Bezirke des Lebens ordnend überjah und nach dem schönen Wort Hugo von Hofmannsthal's Wege noch im ewig Dunkeln fand. Er begann im Bereich der streng gedachten Kunst und endete im Bereich des bis in seine Tiefen erlebten Lebens. Gerade darum konnte er mehr als ein Dichter, konnte er ein Führer der Nation zu ihr selber werden, weil auch er als Einzelner langsam diesen Weg des Ganzen vorangegangen war. Aus den Bereichen der isolierenden Bildung, die er, unerbittlich gegen sich und die Welt, durchmessen hatte, kam er in seinen alten Tagen wieder beim Volk an, von dem er sich als junger Mensch hatte lösen müssen. Der Dichter der jungen Jahre ist der Dramatiker Paul Ernst, der in seinem Werk vom „Hulla“ bis zur „Christenbild“, vom „Heiligen Crispin“ bis zur „Ariadne auf Naxos“ noch einmal versuchte, dem alten Gesetz der Klassik neue Gültigkeit in unserer veränderten Welt zu schaffen. Der reif gewordene, der wirkliche Paul Ernst — denn so, wie er zuletzt war, so war auch er eigentlich — lebt in seinen Erzählungen, in der Riesenarbeit seines Kaiserbuches, in der großen Deutung seines eigenen Lebens, die er in den beiden Bänden seiner Erinnerungen uns hinterlassen hat. Der junge Paul Ernst wollte im Werk die Verwirklichung seiner Idee; der alte wollte die Realisierung der Idee des Ganzen. Es war keine Rückkehr aus bewußtem Wollen; es war eine Wendung, die sich ganz von selbst für ihn ergab. Je älter er wurde, desto mehr wuch die strenge Kühle seiner jungen Jahre der schönen, wissenden Wärme, die um den Alten war, die bei aller Herzlichkeit seines Wesens und seiner Erscheinung ihm jene Macht des Heranziehens gab, die er wie wenige besaß. Die große Einfachheit jenseits aller Klugheit, die in ihm war, verband ihn zugleich dem Schönsten des Volkes und dem Höchsten des Geistes. Das war wohl das Geheimnis der Wirkung, die von ihm ausstrahlte, und die in ihrer Bedeutung für die Zeit und die Zukunft noch nicht im entferntesten gekannt ist.

Der Rassenkampf im Reich und die Minderheitenpolitik

Von einem Auslanddeutschen

Deutschland von außen — aber mit deutschen Augen — betrachtet, hat stets ein anderes Bild geboten als bei der Beurteilung von innen her. Heute trifft das in verstärktem Maße zu, weil jenseits der Reichsgrenzen selbst bei allergrößtem Einfühlungsvermögen der deutsche Zeitgeist sich nicht genügend erfassen läßt und im zunächst sich innenpolitisch auswirkenden kraftvollen Vorstoß des neuen Deutschland so manches an außenpolitischer Rückwirkung wohl nicht vorausgesehen wird.

Die Informationen aus den einzelnen europäischen Ländern sind durch den Fortschritt der Technik und das gesteigerte Tempo des Lebenspulses mehr denn je auf den Schnelldienst, die Kurzmeldung beschränkt. Daher liegt die Tendenz vor, Ereignisse, die das Produkt einer allmählichen Entwicklung sind, als spontane und häufig auf das Primitiv vereinfachte Geschehnisse zu schildern. So geht es auch mit dem vom neuen Deutschland gegen das Judentum eingeleiteten Kampf, dessen Durchführung vom gesamten Ausland mit größter Aufmerksamkeit beobachtet wird. Die Mehrzahl der Zeitungsleser des Auslandes sehen — gerade wegen der Form der telegraphischen Kurzmeldungen — die Frage äußerst einfach: als eine Judenverfolgung, deren einzelne Etappen registriert und kommentiert werden.

Andererseits stößt man in zunehmendem Maße auf eine Behandlung des Judenproblems in Deutschland im Zusammenhang mit Fragenkomplexen der allgemeinen politischen Entwicklung. Man sieht im Vordergrund wohl immer den Rassenkampf, den Frontalangriff gegen den semitischen Menschen. Man erkennt aber auch den Kulturkampf, die Abwehr des jüdischen Geistes in der deutschen Literatur, der Presse, im Theater. Die antisemitische Bewegung wird ferner als eine Befreiung von politischen Lehren, deren Träger in besonders starkem Maße das Judentum war, aufgefaßt, obwohl in diesem Zusammenhang häufig der Hinweis darauf unterlassen wird, daß der deutschstämmige Marxist und Parteibuchbeamte in vieler Hinsicht viel härter getroffen worden ist als der Jude, so z. B. durch das Beamtengezet und die Pensionierungsbestimmungen. Es wird auch erkannt, daß der Rassenkampf gleichzeitig eine Emanzipation von einer bestimmten wirtschaftlichen Herrschaftsform und von dem ihr angepaßten Wirtschaftsgeist darstellt. Die Stichworte: nomadisierendes, internationales oder anonymes Kapital, das nationalsozialistische Zielwort von der Brechung der Zins knechtschaft mögen andeuten, worum gekämpft wird.

* * *

Diese Ausführungen sollen der Beurteilung des Zusammenhanges des Rassenkampfes mit der deutschen und der europäischen Nationalitätenpolitik dienen. Schon vor geraumer Zeit erklärte im englischen Oberhause der bekannte Völkerbunddelegierte Viscount Cecil, Deutschland verliere seinen moralischen Anspruch auf das Eintreten für die deutschen Minderheiten in Europa, weil es seine jüdische Minderheit entrechtet habe. Ähnliche Stimmen kommen aus anderen Ländern, und sehr häufig — das muß festgestellt werden — handelt es sich dabei um Persönlichkeiten, deren Eintreten für die Minderheitenrechte, sei es im Völkerbund, sei es in internationalen Verbänden, allgemein

bekannt ist. Als Beispiel seien die Ausführungen des Lausanner Professors Ernst Bovet angeführt. Er wirft in seinem Bulletin¹⁾ zwei Fragen auf:

Die erste betreffe die Rolle, welche Deutschland hinsichtlich des Minderheitenschutzes zu spielen vorgebe. In seiner Rede zu der Eröffnungssitzung des Reichstages am 23. März habe Reichskanzler Hitler unter den Aufgaben seiner Regierung auch die des Schutzes der deutschen Minderheiten genannt, auf welchem Gebiet die neue Regierung sich darauf beschränken würde, der Tradition ihrer Vorgänger zu folgen. Aber mit welcher Autorität würde diese Regierung in Genf als Anwalt der Minderheiten auftreten, wenn ihre erste Handlung darin bestehe, eine ihrer eigenen Minderheiten der elementarsten Rechte zu berauben? — Andererseits frage man sich, in welchem Maße der Völkerbund zugunsten der Juden in Deutschland eingreifen könnte. Die englische Regierung habe sich diese Frage gestellt, und sie sei — zufolge dem „Journal de Genève“ vom 1. April — beim Völkerbund einer juristischen Prüfung unterzogen worden. Deutschland gehöre bekanntlich nicht zu den Ländern, die bezüglich ihrer Minderheiten internationale Verpflichtungen unterzeichnet hätten. Immerhin habe es als Mitglied des Völkerbundes den Pakt unterzeichnet, und man müsse sagen, daß die Verfolgungen der Juden dem Geist dieses Paktes vollkommen zuwiderläßen, ebenso auch den Bestimmungen des Kapitels XIII des Vertrages von Versailles, welches die fundamentalen Bestimmungen über die Arbeit (Charte du Travail) enthält. Ueberdies könne fraglos auf den Artikel 23 des Paktes, der die Erklärung enthält, daß die Mitglieder des Völkerbundes sich bemühen würden, humane Arbeitsbedingungen für Männer, Frauen und Kinder auf ihrem Territorium zu sichern und aufrechtzuerhalten, Bezug genommen werden, da gerade die wirtschaftlichen Lebensbedingungen der Juden durch die offiziellen Maßnahmen der Hitlerregierung schwer bedroht seien. Endlich müsse noch daran erinnert werden, daß die Vollversammlung des Völkerbundes am 12. September 1922 eine Resolution angenommen habe, welche der Forderung Ausdruck gab, „daß die Staaten, welche hinsichtlich der Minderheiten dem Völkerbund gegenüber durch keine gesetzliche Verpflichtung gebunden sind, bei der Behandlung ihrer völkischen, sprachlichen oder religiösen Minderheiten dennoch zumindest das gleiche Maß von Gerechtigkeit und Duldsamkeit beobachten würden, wie es durch die Verträge und gemäß der ständigen Tätigkeit des Rates gefordert wird“. Es treffe zu, daß Deutschland zu dem Zeitpunkt, als diese Resolution angenommen wurde, dem Völkerbund nicht angehört hätte; mit seinem Eintritt im Jahre 1926 habe es jedoch logischerweise sämtliche Verpflichtungen der Mitgliedstaaten des Völkerbundes auf sich genommen.

Inzwischen sind beim Völkerbund Petitionen gegen die antisüdische Gesetzgebung in Deutschland eingebracht worden, und zwar seitens des Judentums in Litauen, in Polen, in der Tschechoslowakei sowie durch eine Abordnung jüdischer Organisationen in Paris.²⁾ In all diesen Eingaben und Äußerungen wird der Rassenkampf als Minderheitenfrage dargestellt. Es sei besseren Kennern dieser Frage überlassen, zu beurteilen, ob diese Auffassung völkerrechtlich zu begründen ist.

Daß die Juden Deutschlands sich nie als eine nationale Minderheit angesehen und gefühlt haben, ist bekannt, doch entsteht die Frage, ob sie nicht durch die Gesetzgebung in Deutschland zwangsweise zu einer Minderheit gemacht worden sind bzw. gemacht

¹⁾ „Les Minorités Nationales“, Bulletin publié par l'Union Internationale des Associations pour la Société des Nations. VI. Jahrg. Nr. 1, Januar/März 1933.

²⁾ Es sei in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, daß der Klage gegen Ungarn wegen Einführung des numerus clausus an der Hochschule Petitionen der englischen und französischen Judenorganisationen zugrunde lagen (Petitionen des „Joint Foreign Committee of Jewish Board of Deputies and the Anglo-Jewish Association“ und der „Alliance israélite universelle“). Bei Behandlung der Frage vor dem Völkerbundrat im Dezember 1925 erklärte der Kultusminister Graf Klebelsberg, das Gesetz sei als eine außergewöhnliche und provisorische Maßnahme anzusehen, die durch eine anormale soziale Lage hervorgerufen wäre. Seitens der ungarischen Juden lag eine Erklärung vor, daß sie sich nicht als Minderheit, sondern als Ungarn betrachteten. Der Rat nahm von den Erklärungen Kenntnis und beschloß, die bevorstehende Abänderung des Gesetzes abzuwarten. Diese ist dann auch in einigen Jahren durch abschwächende Bestimmungen erfolgt.

werden sollen und demnach — wohl gegen ihren Willen — in Verfolg des Ausgliederungsprozesses aus dem deutschen Volk in der Rechtsstellung als Minderheit eine Regelung ihrer Beziehungen zum Staat werden suchen müssen. Darüber darf zum Schluß dieser Betrachtungen einiges gesagt werden.

* * *

Der Rassenkampf im Reich — mag er in seiner weiteren Entwicklung auch zu einem Minderheitenproblem, dabei besonderer Art, führen — kann jedoch als ein Nationalitätenkampf im Sinne der europäischen und deutschen Nationalitätenbewegung der Nachkriegszeit und ihres Eintretens für die Rechte der Völker und Volksgruppen nicht angesehen werden. In der Tat, wenn wir uns die ideellen Ziele des Nationalitätenkampfes sowohl im Angriff als auch in der Verteidigung vor Augen halten, findet sich keine Wesensseite dieses Kampfes, welche eine vergleichende Beurteilung mit dem Rassenkampf gegen die Juden ermöglicht.

In der Nationalitätenbewegung beruht die Offensive auf der Forderung, neben der Einheit der Staaten auch die Geschlossenheit der Völker politisch und rechtlich zu berücksichtigen. Der Tatsache soll Rechnung getragen werden, daß in Mitteleuropa kein Volk nach ethnisch einwandfreien Grenzziehungen staatlich zusammengefaßt werden kann. Man soll die Völker als eigenständige Gebilde sehen, als Träger von Kultur und Geschichtsentwicklung, die von den Staaten zwar nicht zu trennen, wohl aber in manchem gesondert zu beurteilen sind. Daher stehen Völker und Volksgruppen, die einander nicht immer freundschaftlich gesinnt sind, in diesen Bestrebungen trotz verschiedener Taktik und politischer Kampfmethoden in letztlich fast gleicher Frontstellung: die Deutschen, die Ungarn, die Polen und viele andere slawische Völker. Am deutlichsten tritt das im Rahmen des Genfer Nationalitätenkongresses in Erscheinung, wo sich über diese Frage 40 Volksgruppen von 14 Völkern aus 14 verschiedenen Staaten im wesentlichen einig sind. Sogar die außerhalb des Nationalitätenkongresses stehenden Polen halten gerade in der Gesamtvolksfrage auch die Linie des Nationalitätenkongresses, ja mehr noch, sie haben als erste das polnische Gesamtvolk, unabhängig von der Staatszugehörigkeit ihrer Volksgenossen, organisatorisch zu gestalten versucht, indem sie einen nationalen Organisationsrat ins Leben gerufen haben. Dieser umfaßt die Vertreter des Polentums sowohl polnischer als auch fremder Staatsbürgerschaft.

Am Nationalitätenkongreß nehmen auch die jüdischen Volksgruppen aus Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien, Lettland, Litauen und Estland teil. In diesen Staaten ist das Judentum fraglos eine Volksgruppe mit dem Willen und der Befähigung zu einem kulturellen Eigenleben. U. a. ist dieses in der jüdischen Kulturautonomie in Estland und der Schulautonomie in Lettland auch staatsrechtlich klar zum Ausdruck gekommen. Außerhalb der genannten Staaten, insbesondere in Deutschland, kann von einem Volksjudentum wohl nicht mehr die Rede sein. Die Juden nehmen hier eine Sonderstellung ein; ihre Geschichte hat sie von der für andere Völker charakteristischen Gebundenheit an Scholle und Landschaft völlig gelöst und ihnen als verstädterten Menschen den Gang zum Nomadentum zugeteilt. In Oesterreich liegen die Dinge ähnlich wie in Deutschland. Trotzdem haben sich auf dem Nationalitätenkongreß 1928 die österreichischen Zionisten als Vertreter einer jüdischen Minderheit angemeldet und ihre Zulassung beantragt. Der Nationalitätenkongreß hat (wie die „Vereinigung für das liberale Judentum e. V.“ feststellt: „erfreulicherweise“) diesen Antrag abgelehnt, weil er nur faktische Volksgruppen, nicht Splittergruppen, als nationale Minderheiten anerkennt. Als im Oktober 1919 in Oesterreich bei der bevorstehenden Volkszählung das Bekenntnis zur jüdischen Nationalität zugelassen werden sollte, gab die österreichisch-jüdische Union eine Protesterklärung dagegen ab.

Die Einstelllung der Juden in den verschiedenen europäischen Staaten zu einer begrifflichen Charakterisierung ihrer Gesamtheit ist keine einheitliche, auch deutsche

Wissenschaftler sind nicht zu einer klaren Auffassung gelangt. Doch darf festgestellt werden, daß maßgebende Juden Deutschlands und deren Verbände eine Auffassung der Juden als Minderheit ganz eindeutig ablehnen, wie es auch Tatsache ist, daß nur ein verschwindend geringer Teil des Gesamtjudentums seinem Empfinden und seiner Einstellung nach als Minderheit angesehen werden kann.

Der Entwicklung und Ausgestaltung des Gesamtvolksgedankens mit ihren politischen und rechtlichen Schlußfolgerungen (Gesamtvolksrecht, Volksgruppenrecht, Lösung der Spannung zwischen Staatsgemeinschaft und Volksgemeinschaft) steht heute noch die Machtpolitik der Staaten gegenüber, die dieses große europäische Problem häufig nicht weniger rücksichtslos bekämpft oder übersieht, als es durch die Politik der Dynastien in der Vorkriegszeit geschah.

Voraussetzung dafür, daß dieser Gegensatz auch das Gesamtjudentum berührt, ist die Bejahung eines eigenständigen jüdischen Volkes und die Beurteilung des gesamten Judentums nach zionistischen Thesen. Daß diese Voraussetzung nicht vorliegt und daß der Zionismus in Mittel- und Westeuropa innerhalb des Judentums keine wesentlichen Erfolge aufzuweisen hat, kann als bekannt vorausgesetzt werden.

Wie eindeutig dieser Standpunkt gerade vom deutschen Judentum vertreten wird, sei aus einem seinerzeit vielbeachteten Artikel des Organs des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ entnommen.³⁾

„Gegenüber der entschiedenen Ablehnung der Idee eines gesamtjüdischen Volkes durch die Juden West-, Nord- und Mitteleuropas erscheint es fast unbegreiflich, wie von national-jüdischer Seite immer wieder die Fiktion einer alle Juden der Welt umfassenden jüdischen Nation versucht werden kann . . . Demgegenüber können wir nicht oft und nicht entschieden genug betonen: es gibt keine jüdische Nation. Nicht nur, weil die gemeinsame Sprache, eine selbständige Kultur auf dem Boden eines gemeinsamen Vaterlandes, diese wesentlichsten Kriterien einer jeden nationalen Gemeinschaft, fehlen, sondern weil auch das für den Aufbau einer Nation unersehbare Nationalgefühl nicht vorhanden ist, das in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, in dem Willen, die Gegenwart miteinander zu leben und die Zukunft gemeinsam zu gestalten, seinen Ausdruck findet. Und es sei nicht unerwähnt, daß auch die deutschen Zionisten in der Praxis für sich die Zugehörigkeit etwa zu einer Minderheit in Deutschland ablehnen. Dabei wird niemand leugnen, daß für die jüdischen Rassen des Ostens andere Grundsätze gelten.“

Demzufolge fußen die Juden Mittel- und Westeuropas nur auf ihren Staatsbürger- und nicht auf ihren Volksbürgerrechten, weil ihnen der Begriff des Volksbürgertums etwas Fremdes ist und sie von seiner Vertiefung, welche die Nationalitätenbewegung anstrebt, vielleicht nicht zu Unrecht eine Erschütterung ihrer Staatsbürgerrechte befürchten.

Ein weiteres positives Ziel der Nationalitätenbewegung ist die Sicherung des Kulturlebens eines jeden Gesamtvolkes und die Freude an der Mannigfaltigkeit der Stammeseigenart. Daraus ist die entschiedene Ablehnung des Kosmopolitismus seitens der Nationalitätenbewegung zu erklären, darüber hinaus die Ablehnung des Internationalismus, insbesondere soweit sich dieser durch alleinige Berücksichtigung der Staatseinheiten über die Volkstumsrechte hinwegsetzt, was ohne Zweifel in der Regel der Fall ist. Das Judentum Europas ist demgegenüber nicht selten aktiver Träger des so charakterisierten Internationalismus und Kosmopolitismus, es bedient sich in weitgehendem Maße der Kultur des staatsverwaltenden Volkes, mit dem es immer stärkere kulturelle Gemeinsamkeiten sucht als etwa mit dem Judentum der Nachbarländer. Ist den in der Nationalitätenbewegung stehenden Minderheiten — darunter bis zu einem gewissen Grade auch den Volksjuden Osteuropas — ihre Muttersprache wichtigstes Kampfmittel, so ist es dem Judentum die Fremdsprache.

³⁾ Dr. Werner Rosenbergs, „Volksbürger oder nationale Minderheit“ in Nr. 10 der C.D.-Zeitung vom 7. März 1920.

Für die Ziele der Nationalitätenbewegung in dem Abwehrkampf liegen die Dinge ähnlich. Im Vordergrund steht für sie die Ablehnung von Assimilationsbestrebungen. Aus der Erkenntnis, daß die Bindung an das Volkstum die wichtigste Voraussetzung für aufrechtes und kulturschöpferisch fruchtbares Menschentum schlechtweg ist, entstand der Kampf um die muttersprachliche Kulturerziehung. Sprache und Geist der Schule müssen dem Volkstum dienen und von ihm getragen werden. Unbeschadet der Anerkennung der Notwendigkeit fließenden Volkstums und der Tatsache, daß in Grenzfällen Volksgruppen in verschiedenen Nationalitäten verwurzelt sein können, unbeschadet der wegen dieser Fälle notwendigen Anerkennung des Grundsatzes der Bekenntnisfreiheit zu dieser oder jener Nationalität, lehnt die Nationalitätenbewegung trotzdem anonymes Volkstum ab. Was sich eben im Reiche vollzieht, ist das Gegenteil von Assimilation; es ist die Ausgliederung des Judentums aus dem deutschen Volkskörper im Reich. Wenn von den Ausnahmebestimmungen zugunsten der Kriegsteilnehmer in diesem Zusammenhang abgesehen werden darf, so vollzieht sich der Ausgliederungsprozeß nach rein rassistischen Gesichtspunkten und ist infolgedessen in nationalkultureller Beurteilung überhaupt nicht differenziert — wenngleich differenzierbar — daher begleitet von Folgen tragischer Härte. Ob dadurch das Judentum Deutschlands in die Linie der Nationalitätenbewegung gebracht werden kann, in eine erneute starke Bindung an das eigene Volkstum, ist fraglich. Selbst für den noch volksnahen Ostjuden ist der Abwehrkampf gegen Assimilation und fremdnationalen, fremdbartigen Schulunterricht ein nicht immer ehrlicher und nur teilweise erfüllbarer Wunsch.

Eine große Sorge der Nationalitätenbewegung liegt in der Erhaltung des kirchlichen Lebens der nationalen Minderheiten. Wenn man die Juden in Deutschland unzweifelhaft am deutlichsten als eine religiöse Minderheit erfassen kann, so liegt es nah, in der Frage der Konfession und des religiösen Lebens zu einer klaren Analogie und Parallele zu gelangen. Das Bestreben der Minderheiten geht wiederum auf die Erhaltung ihrer Muttersprache in den Gottesdiensten wie auch in der Forderung, von Geistlichen des eigenen Volkstums geführt zu werden. Gerade auf diesem Gebiet stehen die Dinge in vielen Ländern besonders schlecht. Es sei nur an die konsequente Bekämpfung des muttersprachlichen Religionsunterrichts in Südtirol erinnert. Sichtlich der Juden mosaischen Bekenntnisses ist weder in Deutschland noch anderswo festzustellen, daß sie in dieser Beziehung ähnliche Schwierigkeiten haben wie die nationalen Minderheiten.

* * *

Im allgemeinen kann wohl gesagt werden, daß jedem Volkstum in seinem Daseinskampf Blut und Boden das Wichtigste sind, wobei Blut in diesem Zusammenhang aufgefaßt sei als eine Erhaltung der Art im weitesten Sinne des Wortes. In keiner Hinsicht sind die Minderheiten, insbesondere die deutschen Volksgruppen, so unendlich schwer geschädigt worden wie in ihrem Bodenbesitz. In einem Neujahrsinterview verwies Reichsminister a. D. Gessler, der damalige Vorsitzende des DVA., darauf, daß allein das Auslandsdeutschtum durch sogenannte Agrarreformen über 7 1/2 Millionen Hektar landwirtschaftlichen Besitzes teils entschädigungslos, teils gegen eine kaum ernstzunehmende Entschädigung, zwangsweise in andersnationale Hände abgeben mußte.⁴⁾ Die Minderheiten insgesamt haben rund 12 Millionen Hektar verloren. Als diese große Ausplünderung vor sich ging, war in der jüdischen Presse, auch in der Deutschlands und der angelsächsischen Länder, kein Wort der Mißbilligung zu finden, ja in vereinzelt Fällen trat sogar eine deutliche Unterstützung zutage. Daß die Presse des Weltjudentums nicht nur in dieser Schicksalsfrage des deutschen Volkstums, sondern in der noch viel entscheidenderen Frage der Gleichberechtigung des Deutschen Reiches sich für das Recht

⁴⁾ Zum Vergleich sei darauf verwiesen, daß Deutschland laut dem Versailler Diktat 7 Millionen Hektar (70 000 Quadratkilometer) Siedlungsgebiet in Europa abtreten mußte.

des Unterdrückten hätte einsehen können, ist jetzt durch die Schädigungen des geschlossenen Angriffs gegen das neue Deutschland erwiesen worden.⁵⁾

Von einem Weltjudentum zu sprechen und gleichzeitig unter Hinweis auf maßgebliches Schrifttum der Juden selbst ein jüdisches Gesamtvolk, eine jüdische Nation in Abrede zu stellen, birgt scheinbar einen Widerspruch in sich. Das liegt daran, daß das Judentum als kollektive Einheit in ganz anderer Weise und in ganz anderen Veranlassungen hervortreten pflegt als das Volkstum anderer Völker. Die Juden sehen sich selbst als „Gürtelvolk“ der internationalen Querverbindungen, deren Ausnutzung auf wirtschaftlichem Gebiet im Vordergrund steht. Die Tatsache dieses Gürtelvolkes — und das meint man wohl, wenn man von jüdischer Mimikry spricht — kann je nach Bedarf offen gezeigt — so gegenwärtig bei allen Presseaktionen gegen das neue Deutschland — oder geleugnet werden. Deswegen sind die Juden als Volk (sind sie ein Volk?) eine ethnische Kollektivität (sind sie das über das Rassistische hinaus?) von sehr unklarer und unbequemer Verantwortlichkeit.

* * *

Obgleich sich, wie zusammenfassend festgestellt werden muß, die Zielsetzung der Nationalitätenbewegung und die des Judentums nicht decken und eine Parallelbeurteilung des Rassenkampfes und des Nationalitätenkampfes von falschen Voraussetzungen ausgeht, kann natürlich eine politische Rückwirkung des Rassenkampfes auf den Nationalitätenkampf, insbesondere auf den Kampf der deutschen Volksgruppen draußen, nicht geleugnet werden.

Der Führer der judetendeutschen Nationalsozialisten, Abg. Ing. Rudolf Jung, hat sich kürzlich zu dieser Frage geäußert:

„Die Partei wolle und könne sich nicht in die reichsdeutsche Politik einmischen; trotzdem sagen wir von dieser Stelle aus in rein freundschaftlichem Tone als Verfechter derselben Weltanschauung wie als Auslanddeutsche, daß bei dem scharfen Griff ins Wespennest der jüdischen Frage die Wirkung auf das Ausland und auch die unvermeidlichen Auswirkungen für das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen nicht immer günstig waren. Schon Bismarck hat gesagt, daß das Judentum auf der ganzen Erde aufschreie, wenn irgendwo auch nur einem Juden auf die Füße getreten würde. Seither ist seine Macht sowohl wie seine Empfindlichkeit nicht kleiner geworden. Im Gegenteil: Demokratie und Geldnöte der Staaten haben seinen Einfluß und auch das Bewußtsein seiner Bevorrechtung vor anderen Völkern vermehrt. Wir merken diese Dinge vielleicht eher und schärfer als die Reichsdeutschen. Das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen bekommt jede außenpolitische Schwächung des Deutschen Reiches zuerst zu spüren.“

Ohne Zweifel wirkt der Rassenkampf im Reich anregend auf alle die Staaten, denen die Verdrängung der deutschen Volksgruppen zur Durchführung des absoluten Nationalstaatsgedankens politisches Ziel ist. Sie fragen nicht viel danach, ob die Judenfrage nationalkulturell oder soziologisch, staatsrechtlich oder völkerrechtlich ein Minderheitenproblem ist, sondern ziehen die primitive Schlußfolgerung, daß die Verdrängung der Juden in Deutschland ihnen, den fremden Staaten, gewissermaßen einen Freibrief für begangene und kommende Sünden am Auslanddeutschtum in die Hand drückt. Sie berufen sich auf die Notwendigkeit der Konsolidierung auch ihres Nationalstaates und greifen freudig jede Nachricht auf, die ihnen über Benachteiligung nicht nur der Juden, sondern auch der wirklichen nationalen Minderheiten in Deutschland zugetragen wird. Nicht nur wegen der Hochwertigkeit des deutschen Bevölkerungselements außerhalb der Reichsgrenzen, sondern auch wegen der viel größeren Zahl der Auslanddeutschen im Vergleich zu den Minderheiten des Reiches, erscheint dem um Deutschland lagernden

⁵⁾ Ueber dieses Thema hat Universitätsprofessor Hans Eibl (Wien) sich in der katholischen Wochenschrift „Schönere Zukunft“ sehr interessant geäußert („Deutschland, die Juden und die Weltöffentlichkeit“, Nr. 32 vom 7. Mai 1933).

Ring der neuerstandenen oder neubegründeten Staaten eine Durchsetzung des starren Nationalstaatsgedankens als ein politisch überaus vorteilhaftes Geschäft, bei dem der Deutsche zwangsläufig in Nachteil gerät.

In seiner von der ganzen Welt mit größter Aufmerksamkeit aufgenommenen Rede vor dem Reichstag am 17. Mai hat der Reichskanzler Adolf Hitler Worte gefunden, die einen ganz neuen Ausblick für die deutsche Nationalitätenpolitik eröffnen. „Indem wir mit grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum hängen — sagt der Kanzler — respektieren wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gesinnung heraus und möchten aus tiefinnerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben. Wir kennen daher auch nicht den Begriff des „Germanisierens“. Die geistige Mentalität des vergangenen Jahrhunderts, aus der man glaubte, vielleicht aus Polen oder Franzosen Deutsche machen zu können, ist uns genau so fremd, wie wir uns leidenschaftlich gegen jeden umgekehrten Versuch wenden.“

Dieses Kanzlerwort klärt vieles und wird vom gesamten Auslandsdeutschtum dankbar begrüßt. Es wird, so glauben und hoffen wir, wichtigstes Instrument zur Lösung des europäischen Nationalitätenproblems, zur Neugestaltung der Beziehungen von Volk zu Volk werden.

Freilich, die Judenfrage ist mit diesem Kanzlerwort nicht geklärt worden, sollte es fraglos auch nicht. Die Judenfrage läßt sich nicht auf so klare Formeln des Volkstums bringen, vor allem nicht einseitig allein von der Staatsführung her. Ist daraus zu folgern, daß der Rassenkampf rechtlich gesehen so stabilisiert werden soll, wie er eben steht? Das kann kaum angenommen werden. Es ist schwierig, an Revolutionen Maßstäbe anzulegen, die für den politisch ruhigen Alltag zweckmäßig erscheinen. Welche Rechtsformen für die Distanzierung vom Judentum einerseits und für die Zubilligung eigentümlicher Lebensformen auf der anderen Seite die weitere Entwicklung mit sich bringen wird, ist im Augenblick noch nicht zu übersehen. Desgleichen ist wohl die Frage noch offen, ob nicht ein Differenzierungsprozeß in der Einstellung zu den doch keineswegs auf einen gemeinsamen Kenner zu bringenden verschiedenen Gruppen der Juden Deutschlands unausbleiblich ist. Die Zahl der seit 1918 zugezogenen Juden dürfte eine nicht unerhebliche sein. Die Rolle, die sie im Nachkriegsdeutschland gespielt haben, war eine verhängnisvolle. Sollen alteingesessene Familien ihnen gleichgestellt werden?

Eine andere Frage muß auch ihre Beurteilung finden, und zwar von beiden Seiten her: ist die Rückentwicklung der Juden in ein Volksjudentum Ziel und Absicht, ist sie durchführbar und auch jüdischerseits erwünscht? Westlich der deutschen Reichsgrenzen liegt das Problem einfacher. Den auslandsdeutschen Volksgruppen in ihrer Mehrzahl ist es stets möglich gewesen, gegenüber dem Judentum eine weit größere Distanz zu wahren als im Reich. Das liegt daran, daß die Juden des europäischen Völkermischgürtels östlich und südöstlich Deutschlands in stärkerem Maße Volksjuden waren und es auch heute noch sind. Die bestehende Distanz ermöglichte es aber auch, diejenigen Menschen jüdischen Blutes, die in das Deutschtum aufgenommen worden sind — ihre Zahl ist zumeist viel geringer als im Reich — so restlos in die deutsche Volksgemeinschaft einzubeziehen, daß ein Zurückkommen auf ihre jüdische Herkunft sich nicht zuletzt zur Aufrechterhaltung der Distanz gegenüber dem anderen Judentum verbietet. Während im Reich der Taufe meist nur der Sinn eines formalen Aktes beigegeben wird, bedeutet sie draußen völlige Loslösung des Juden von seinem Volkstum. Das gilt besonders für die Donauländer, wo das Konnubium mit den Juden äußerst selten ist; ebenso für die Tschechoslowakei, Polen und noch weiter nördlich für die baltischen Staaten. Es ist ein günstiger Umstand, daß das Problem dort ein gesellschaftliches ist, jedenfalls für das Auslandsdeutschtum; es ist daher leichter zu lösen.

Es ist den Auslandsdeutschen vielfach verständlicher und schmerzlicher gewesen als den Reichsdeutschen, daß in vergangenen Zeiten eine gewisse Art von Juden in Deutschland sich so stark in das Rampenlicht politischer und wirtschaftlicher Geltung bringen konnte. Das Verständnis für die Notwendigkeit einer Reinigungsaktion im Sinne der radikalen Zustandsverschiebung von der Demokratie zum nationalsozialistischen Staat war somit ohne weiteres gegeben. Doch wie soll die Dauerlösung sich gestalten?

Der deutschnationale Abgeordnete Professor v. Freytagh-Loringhoven schlug in einer Unterredung mit einem Vertreter der „Wiener Neuesten Nachrichten“ die Bewilligung einer Kulturautonomie für die Juden vor. Dr. Max Hilbert Boehm stellt den Juden im Zusammenhang mit deren Bestrebungen, die Judenfrage als eine Minderheitenfrage zu behandeln, die Frage: „Könnt und wollt ihr euch als eine Volksgruppe eigenen Stammes und eigener Art vom deutschen Volke trennen? Sucht ihr tragbare Formen, um im Deutschen Reich eurem vom unsrigen verschiedenen Volkstum artgerecht und traditionsgetreu leben zu können?“⁶⁾

Das Berliner zionistische Blatt „Jüdische Rundschau“, das auf dem Boden des Baseler Programms steht, gibt auf die Frage eine bejahende Antwort:⁷⁾

„Für die meisten deutschen Juden, die in der Assimilations-Ideologie aufgewachsen sind, ist die Problemstellung neu. Wir hoffen, daß die zuständigen Instanzen des deutschen Judentums sich endlich doch mit dieser zentralen Frage beschäftigen und von sich aus die Initiative ergreifen werden. (Vorläufig ist davon wenig zu merken.) Was uns betrifft, so möchten wir zum ersten Teil von Boehms Frage folgendes bemerken: Es hängt heute nicht mehr von den Juden ab, ob sie sich als eigene Volksgruppe fühlen wollen oder nicht; sie sind tatsächlich bereits aus dem deutschen Volk ausgegliedert, und da sie nicht alle auswandern können, da sie mit Deutschland verwachsen sind und in diesem Staate leben wollen, so muß für sie als Staatsbürger eine neue Lebensform gefunden werden. Obwohl also die Anhänger des Assimilationsjudentums anders denken mögen als wir, bleibt auch ihnen heute nichts übrig, als auf dem Gegebenen neu aufzubauen. Da dies so liegt, glauben wir die zweite Frage bejahen zu können: Wir wollen eine ehrliche Auseinandersetzung, auf Grund deren das Zusammenleben zwischen Juden und Nichtjuden wieder erträglich wird. Daß es so, wie es jetzt ist, nicht weiter gehen kann, verstehen Nichtjuden ebenso wie Juden. Im Rahmen einer solchen Lösung wird es möglich sein, die Juden in ihrer eigenen Sphäre zu verwurzeln. Es ließe sich ein Weg finden, die jüdische Frage, die heute von größter Tragweite für Deutschland ist, in einer ihrer Eigenart entsprechenden neuen Form zu regeln und damit viel Konfliktstoff zu beseitigen. Nach einer bereits vorhandenen Schablone wird man dabei um so weniger verfahren können, als auch das Problem einen Sonderfall darstellt.“

Wenn wir uns auch darüber nicht im Unklaren sein dürfen, daß der Rassenkampf im Reich von einer Reihe schwieriger außenpolitischer Auswirkungen begleitet ist und insbesondere auch die Kampfesposition des Auslandsdeutschtums vielfach berührt, so wäre es doch nicht angebracht, seine Lösung unter den Gesichtspunkt auslandsdeutscher Probleme zu stellen. Der Weg, den die „Jüdische Rundschau“ aus der geschaffenen Situation sucht, ist ein Weg. Es fragt sich, ob dieser Weg allein beschritten werden kann und ob nicht die Gedanken, die in rassistischer Hinsicht in dem neuen Bauernrecht zum Ausdruck gekommen sind, verallgemeinert werden könnten.

Die Auslandsdeutschen würden es überdies verstehen, wenn das neue Deutschland als Staat in seinen neuen kraftvollen Lebensformen die Distanzierung gegenüber dem Judentum allein durch die Kraftquelle des wiederhergestellten Nationalbewußtseins als genügend sichergestellt ansehen würde.

⁶⁾ Dr. M. S. Boehm, „Minderheiten, Judenfrage und das neue Deutschland“, „Der Ring“, Sept 17, vom 28. April 1933.

⁷⁾ Nr. 38, vom 12. Mai 1933.

Georg Schmidt-Rohr

Sprache oder Volkstum? — Sprache und Volkstum!

Die Ausführungen des Verfassers unterstreichen eindringlich, eine wie wirksame Waffe gerade in der heutigen Zeit der Volkstumsgedanke auch im außenpolitischen Kampfe bedeutet. Die Franzosen jedenfalls haben diese „Gefahr“ klar erkannt. Der „*Mercur de France*“ warnt in einer Besprechung nachdrücklich vor dem Buche des Verfassers: „Die Sprache als Bildnerin der Völker“ mit folgenden Worten: „*Comme, 'arme de la Pensée allemande', c'est un obus du plus gros calibre.*“

Die Schriftleitung.

Es erscheint unmittelbar deutlich und ist oft genug in schönen Worten ausgesprochen worden, daß die Völker verschieden sind, verschieden in ihrer Geistigkeit und Seelenart, in ihrem „seelischen Antlitz“. Und diese Verschiedenheit ist oft in Beziehung gesetzt worden zu Verschiedenheiten ihrer Sprachen.

Die Tatsache, daß überhaupt eine geistig-seelische Verschiedenheit der Volkstümer und eine entsprechende Verschiedenheit der Sprachen besteht, kann vernünftigerweise gar nicht bestritten werden. Sie findet ihren Ausdruck etwa in der Erklärung, zu der Dr. Wilhelm Lefhausen vom Reichsminister Dr. Goebbels ermächtigt wurde, daß die Reichsregierung die beteiligten Nationen zu einem Wettkampf des Geistes bei Gelegenheit der nächsten olympischen Spiele einlädt: „Darum schlägt die deutsche Reichsregierung als geistiges Kampfgebiet den Bezirk des unveräußerlichen Besitztums einer jeden Nation der Erde vor: die Sprache.“

Mit dieser Anerkennung der hohen Bedeutung der Sprache bleibt die Reichsregierung gewiß in den besten deutschen geistigen Ueberlieferungen. Von Herder und Fichte und Wilh. v. Humboldt ist das mütterliche Amt der Sprache bei der Volkwerdung in so vollendeter Weise gezeigt worden wie nie von Denkern anderer Völker. Und doch wurde in den letzten Jahrzehnten die nationale Bedeutsamkeit von Sprachfragen vergessen. Das Wissen um diese Dinge entschwand sehr zum nationalen Schaden dem allgemeinen Bewußtsein. So ist heute die von Herder und Humboldt so nachdrücklich widerlegte irrthümliche Ansicht sehr geläufig geworden, daß aus der Besonderheit des Geistes und der Seele der Völker erst die Besonderheit ihrer Sprache erwächst. Genau das Gegentheil ist der Fall, so unglaublich es für uns zunächst klingen muß. Es ist in Wahrheit so, wie es der größte deutsche Seher, wie es schon Fichte gefaßt hat, daß die Völker weit mehr von den Sprachen als die Sprachen von den Völkern geschaffen werden.

Die Richtigkeit dieser uns heute leicht unmittelbar als falsch erscheinenden Anschauung Fichtes, die vor allem von Wilhelm von Humboldt in klassische Worte gebracht wurde, habe ich in einem bei Eugen Diederichs erschienenen Buche „Die Sprache als Bildnerin der Völker“ zu erweisen gesucht. Hier gestattet der Raum nur, es in großen Linien anzudeuten, wie die Herder-Fichte-Humboldtsche Anschauung zu rechtfertigen ist, daß sich in den Sprachen nicht nur die geistig-seelische Verschiedenheit der Völker ausdrückt, sondern daß diese geistig-seelische Sonderart der Völker durch die Sprachen erst wesentlich mitbedingt ist. All wir einzelnen werden unserer inneren Artung nach Deutsche vor allem durch unsere deutsche Sprache. Es ist nicht das Gegentheil der Fall, wir müssen nicht etwa schon deutsch sprechen, weil wir nach unserer inneren Veranlagung, die unabhängig von der Sprache ist, schon Deutsche sind.

Welches ist nun wesentlich, grundsätzlich die Art der Verschiedenheit unterschiedlicher Sprachen? — Es leuchtet ein, daß die Verschiedenheit der Lautkörper, der Klänge, des Sprachbaues, die einem flüchtigen Blick unmittelbar als die Hauptverschiedenheit erscheint, für die Besonderheit der Denkweisen in den Sprachen ganz und gar unwesentlich ist. Es kann auf genau den gleichen Weltgegenstand hingewiesen sein, ob ich dazu auch verschiedene Lautsymbole wähle, ob ich ihn nun sky, ciel oder Himmel nenne, ob ich einen Menschen als happy, heureux oder glücklich beschreibe. Der Lautkörper, der als Zeichen, als Symbol steht, ist jedesmal willkürlich zufällig. Es ist an und für sich bedeutungslos, daß gerade diese bestimmten Laute zu einem Klangkörper zusammengestellt sind, der Träger von Sinngehalten ist. Ja, auch die so auffälligen syntaktisch-bautümlichen Eigenheiten der Sprachen sind in dieser Beziehung wenig bedeutungsvoll.

So gleichgültig und unwesentlich von einem charakterkundlichen Gesichtspunkt aus die sich so unmittelbar aufdrängende Verschiedenheit der Lautkörper verschiedener Sprachen ist, so bedeutsam und wesentlich ist es, daß mit diesen Worten nur scheinbar Gleiches gesagt wird, daß die scheinbar gleichbedeutenden Wörter verschiedener Sprachen immer und aus einem allgemeinen Gesetz sprachlicher Begriffsbildung die einzelne Welterrscheinung auf unterschiedliche ihrer Eigenschaften hin beurteilen und benennen.

Das machen wir uns am besten an Beispielen aus einer Sprache klar. Diesen selben Menschen hier vor mir kann ich Maurer nennen, oder auch Vater. Ich kann auch von ihm als von einem Deutschen sprechen, oder von einem Mann, oder einem Helden, oder einem Berliner, oder einem Nazi. — Es ist jedesmal ganz der gleiche Mann gemeint, aber jedesmal ist er auf eine besondere Auswahl von Eigenschaften hin beurteilt. Auf besondere seiner Fähigkeiten hin ist er Radfahrer. Auf sein Verwandtschaftsverhältnis zu jenem blonden Jungen hin ist er Vater. Und diese Grundbeziehung, daß die gleiche Sache gemeint ist, daß sie aber auf verschiedene, unterschiedliche Eigenschaften hin benannt und beurteilt ist, kehrt nun immer wieder, wenn wir zwei, wie es scheint, gleichbedeutende Wörter verschiedener Sprachen betrachten. Indem ein Engländer, ein Franzose, ein Deutscher das gleiche spielende Kind happy, heureux, glücklich nennen, sehen sie das Kind wohl unter einem ähnlichen Gesichtswinkel, aber doch immer noch in verschiedener Weise, in verschiedener Werteinschätzung, in einer Einschätzung, die verschieden ist um die nationale Besonderheit der Sprachvölker. Wörter wie sky, ciel, Himmel; peace, paix, Friede bezeichnen zwar immer wieder genau die gleichen Weltgegebenheiten, aber sie bedeuten etwas Verschiedenes, sie deuten diese Weltgegebenheiten in verschiedener Weise, sie enthalten immer schon eine besondere, einem Volke eigentümliche, von Menschen vorgenommene Stellungnahme und Beurteilung dieser Weltbefunde. Es ist nicht so, daß der einzelne sprechende Mensch zu einem von ihm selbst geformten, selbst erschaute oder von den Blutseltern ererbten Begriffsschatz von der Sprachgemeinschaft gewissermaßen nur die äußeren Lautkörper zu erwerben braucht, um sprechen und sich mitteilen zu können. Es ist vielmehr so, daß schon die Begriffe selbst, daß schon die Bauteile des Denkens und nicht nur die des Sprechens von der Sprachgemeinschaft übernommen werden, von dem Volk, in dem man aufwächst und sprechen und damit denken lernt. Und diese Begriffe müssen in der Form übernommen und verwandt werden, wie sie innerhalb unseres Volkes üblich ist.

Die Sprache ist daher die den einzelnen in eine Volkstumseigenart hineinernziehende Kraft, und sie ist eine die Gesamtheit der einzelnen in einen Volksgeist hineininformende Macht. Die bis in die letzten Tiefen unserer Menschlichkeit, unserer Menschhaftigkeit reichende, geistig-seelisch-charakterliche Besonderheit einer Menschengruppe, die wir als Träger eines Volkstums Volk nennen, ist wesentlich mitbedingt aus der Sprache.

Wird nicht unsere Deutschheit vom Blut her geformt?

Wenn wir uns auf unsere Deutschheit besinnen, uns unserer Deutschheit freuen, für unsere Deutschheit dankbar sind, dann danken wir gern unseren deutschen Ahnen, die so gewaltige Taten vollbrachten, die die Freiheit deutscher Staaten gegenüber dem Ansturm fremder Staaten bewahrten, die uns das Blut, das unsere Anlagen bestimmende Blut, in unseren Adern vererbten. Mit der besonderen Begabung des deutschen Blutes allein scheint schon die Gesamtheit aller Bedingungen für die Wesensdeutschheit unserer Sprache erkannt zu sein. Wir scheinen auf eine sehr viel tiefere Schicht bedingender Mächte zu weisen, wenn wir aus der Deutschheit unseres Blutes die Deutschartigkeit unserer Sprache und unseres Geistes erklären. Es scheint so ganz natürlich, daß sich aus der Deutschheit des Geblütes die Deutschheit des Gemütes in aller Selbstverständlichkeit ergibt.

Ich bin nicht vermessend genug zu glauben, daß ich hier in aller Kürze solche festen, allgemein bestehenden Ansichten und Vorurteile zu erschüttern vermöchte, die die geistige Lust dieses Jahrhunderts erfüllen. Die Sondergeseglichkeit der geistigen Welt, die Sonderbedingungen des geistigen Lebens aus göttlicher Gnade werden noch zu oft nicht gesehen. Es ist heute schwer zu erkennen, daß allerdings das geistige Leben an das körperliche Leben gebunden ist, daß allerdings der in völkischen Entfaltungsweisen Form gewordene Geist erscheint auf Völkern als Daseinsmasse, auf Volkskörpern als Rasse-gemenge von bestimmter Begabung, daß sein Wesen aus diesen Blutbegabungen allerdings ganz entscheidend mitbestimmt ist, daß aber überdies das Wehen des Geistes in einem Reich jenseits der biologischen Gebundenheiten in unnachmeßbarem Ratsschluß eine Sonderwelt, eine erst wahrhaft menschliche Welt menschlichen Freiens und Träumens und menschlichen Wahrheitsringens und menschlichen Gutsseins und Zerknirschtheits und menschlicher Beseeligung in immer volkstümlichen Formen baut. In der Geschichtswirklichkeit sind nur die Sprachtümer, die Volkstümer und nicht die blutlichen Rassen unmittelbar einheitliche Gruppengebilde solcher gleicher Geistigkeit und gleichen Seelentums.

Volk als Volkstum, als Sprachentum ist eine solche eigenständige, persönlichkeitsliche Sonderformwerdung des Geistes mit Sonderschicksal und Sonderendung, diese geistige Art des Volkstums ist aber nicht schon eine biologisch einförmige Blutgattung eines besonderen, biologischen, blutlichen Züchtungsgesetzes. Das bunte Rassengemenge, als das sich jedes der europäischen Völker darstellt, ist Einheit nicht aus der Gleichförmigkeit irgendwelcher biologischer Merkmale, sondern Einheit erst durch die verbindende Macht der Sprache. Daran sei mit einem naheliegenden Beispiel erinnert:

Wie groß ist die Zahl der Menschen, deren Eltern Deutsche waren, Menschen deutschen Blutes, und die nicht nur Tschechen, Franzosen, Ungarn, Polen wurden, ja, die als Tschechen, Franzosen, Ungarn, Polen sich als besonders erbitterte Feinde und Bekämpfer des Deutschtums auszeichneten. Die Stimme ihres Blutes beriet sie nicht, diese erschütternd vielen Feinde des Deutschtums, die von deutschen Vätern gezeugt, von deutschen Müttern geboren wurden.

Sind ferner die Deutschen, die Millionen von Deutschen, die erst in den letzten Jahrhunderten Deutsche wurden, aus Polen, Tschechen, Italienern, Franzosen, Holländern, Dänen zu Deutschen wurden, etwa schlechtere Deutsche, weil ihre Blutsvorfahren in einer jüngeren Schicht in das deutsche Volk als eine geistig-kulturelle Gruppe hineinkamen als die Blutsvorfahren älterer Schichten?

Unser Geschlecht hat viel Ursache, diesen Gedanken, wie weit Volkstum mit dem Blut gegeben ist, wie weit unsere Deutschheit von der Sprache, vom Form gewordenen Geist her bestimmt ist, in aller Unvoreingenommenheit zu prüfen. Es ist geradezu von

Schicksalbedeutsamkeit für das deutsche Volk, daß es zu größerer Klarheit in gerade dieser Frage vordringt und daß es alle volkschädlichen Wahnvorstellungen auch im Denken der breiten Massen recht bald überwindet. Die Klarheit über die Frage, was ist ein Volk? ist deswegen so wichtig, weil von der Art der Antwort auf diese Frage nach dem Wesen auch die Antwort auf die politische Tagesfrage abhängt: Was sollen wir tun? welches sind die Verpflichtungen des einzelnen gegenüber seinem Volk? Wie behaupten sich die Ansprüche meines Volkes an mich gegenüber den Ansprüchen des Staates, der Rasse, der Kirche, der Menschheit, des einzelpersonlichen Rechtes auf Leben und Genuß?

Nicht Sprache oder Rasse formen das Volkstum, sondern Sprache und Rasse

Wenn es mir nun auch scheint, als sei die allzu alltägliche und zu dienerhafte Sprache sehr oft in ihrer Bedeutsamkeit für die Volksformung bisher nicht voll erkannt worden, so wäre es natürlich eine verhängnisvolle Einseitigkeit, zu behaupten, die Sprache sei allein die Macht, aus der erst die Besonderheit und Persönlichkeitsprägung eines Volkstums erwachsen. Sprache und Rasse sind nicht Größen auf der gleichen Ebene, und es ist unsinnig, etwa messen zu wollen, wieviel Prozent am Endergebnis der Volksformung jeder der beiden Mächte zukommt. Denn selbstverständlich ist die Sprache als geistiger Gesamtbesitz eines durch viele Geschlechter reichenden Volkstums abhängig von der Bluts- und Rassebegabung besonders begnadeter Einzelner und der Untergruppen reiner und gemischter Rassen, aus denen sich das Volk zusammensetzt. Aus diesem Grunde ist es durchaus notwendig, daß man unser Volk gegen zu starke Ueberfremdung durch schädliches Blut zu schützen sucht, soweit es mit Sicherheit zu einer Verminderung der völkischen Leistungen führt. Aus diesem Grunde sollen die wertvollsten Blutstämme mit besonderem Eifer gepflegt werden.

Uebrigens ist aber die Blutverschiedenheit der Rassen im Volk als eine Tatsache anzuerkennen, die uns keine Beklemmungen zu geben braucht, auf der im Gegenteil erst die kulturelle Fruchtbarkeit eines Volkstums beruht. Die Zusammenarbeit verschiedener Anlagen in einer durch gleiche Sprache gleichförmigen geistigen Welt führt erst zu den wahrhaft großen Gemeinschaftsleistungen. Der einzelne, gleichgültig welchen Blutes er ist, wird durch den Gesamtcharakter des in Jahrhunderten von einem bunten Rassegemenge gestalteten objektivierten Geist gestaltet, wenn er in dieser Sprache die Welt erleben lernt. Er wird so auch von Rassen mitgeformt, die seinem eigenen Blut fremd sind. Um innerhalb seiner Sprachgemeinschaft sprechen zu können, muß er auf die Denkformen dieser ihren Rasseanlagen nach uneinheitlichen im Geistigen aber einheitlichen Art eingestellt sein, deren Einheit über die gleichen Sprachbegriffe geschaffen wird. Andernfalls würde er gar nicht verstanden.

Dieses Anerkennen von geistigen Mächten als objektiven Größen fällt vielen schwer, nachdem ein Jahrhundert höchsten Leistungen der Naturwissenschaft uns fast zu dem materialistischen Hochmut verführt hat, wir müßten nur die Leistungen unserer Mikroskope vergrößern, dann würden wir schließlich die Verschiedenheit der Ideenwelt verschiedener Völker als Verschiedenheit ihrer Gehirnzellen erkennen. Aus solcher Ueber-schätzung der biologischen Gegebenheiten wurde in Deutschland ein Rassewahn als Nationalbewußtseinserfah geboren, der die Kräfte des Volkstums lähmt, weil er ihre Energien irreleitet, ja weil er dem kämpfenden Volkstum in den Rücken fällt.

Der Rassewahn fällt unserem Volk gegenüber der harten deutschen Wirklichkeit in den Rücken, da der Kampf um die Erhaltung unseres Volkstums ja wesentlich ein Kampf um die Erhaltung deutscher Sprache ist. Wer Volkstumserhaltung erstrebt, muß

praktisch daran arbeiten, indem er es festzustellen sucht, daß in den Bedrohungsgebieten deutsch sprechende Eltern deutsch sprechende Kinder aufzuziehen vermögen.

Wenn gewisse Maßnahmen der Reichsregierung von arischer Rasse sprechen, so ist damit augenscheinlich nicht die hier immer in Rede stehende biologische Rasseauffassung gemeint, die zur schädlichen nationalen Zerspaltung des deutschen Volkes führt. Denn „arische Rasse“ — zu der auch Italiener und Engländer gehören — ist ja deutlich wesentlich nur eine Sprachrasse. Zu den „arischen“ Völkern gehören tiesschwarzhäutige gelbhäutige Inder, blonde Schweden, mongoloide Russen.

Und in gleicher Weise arische Deutsche — wie etwa Hindenburg und Hitler, Bismarck und Goebbels, Goethe und Göring — gehören doch ganz unmittelbar deutlich zu verschiedenen biologischen Rassetypen. Es ist höchst wünschenswert, daß die Reichsregierung auch weiterhin bei ihrem Verfahren bleibt, daß sie den völkerspaltenden biologischen Rassenationalismus, der uns nicht vorwärts bringt, nicht zur Herrschaft gelangen läßt, daß sie auch in der Judenfrage dem richtigsten und volksdienlichsten Standpunkt zur Geltung verhilft, so daß die volkswissenschaftliche Einsicht und das nationale Verantwortungsgesühl des heutigen Geschlechtes vor der ganzen deutschen Geschichte in Ehren bestehen können. Der Nachdruck, mit dem heute rassehygienische Fragen angepackt werden, ist über die Maßen erfreulich. Möchte es ein günstiges Symbol sein, daß gerade jetzt Eugen Fischer zum Rektor der größten deutschen Universität gewählt wurde.

Volkstumskampf ist Sprachkampf

Kampf für ein Volkstum ist nicht Kampf für eine blutlich einheitliche Menschengruppe, auch nicht von vornherein Kampf für einen bestimmten Staat mit einer bestimmten Staatsform, sondern Kampf für eine geistig-seelische Art, ist Werbung von neuem Verbreitungsgebiet für eine Sprache, ist Kampf zumeist für die Erhaltung der Sprache als der Kraft, die dem Denken und dem Fühlen eine von geistigen Vätern bestimmte Ordnung und Richtung gibt. Kampf für ein Volkstum ist an sehr vielen Stellen der Erde Kampf für die freie Entfaltung eines Volkes im geistigen Raum seiner Sprache, Kampf wie wir ihn in aller Deutlichkeit als Schicksal dieser Stunde erleben. Der Volkstum schaffende Raum der deutschen Sprache reicht gewiß an vielen Stellen der Erde hinein in fremdsprachliche Gebiete, indem er dort teils Menschen mit Deutschbewußtsein erfüllt, die es erst noch als Aufgabe vor sich sehen, ein vollkommeneres Deutsch zu erlernen, oder aber die bei aller Anderssprachigkeit aus politischen Schicksalen und aus den geschichtlichen Schicksalen ihrer Familien sich doch dem Deutschtum verpflichtet fühlen. Selbstverständlich ist das deutsche Volk als Willensgruppe, als Nation die wesentliche Sorge der Betreuungsarbeit aller Deutschtumsverbände. Hier gilt, daß deutsch ist, wer sich zum Deutschtum bekennt.

Aber bei alledem dürfen wir nicht vergessen, wie sehr die deutsche Sprache das große Schatzhaus des deutschen Geistes ist. Und daraus wächst eine große, uns heute so bitter nötige Kraft. Wenn wir den Kampf für das deutsche Volkstum wirksam führen wollen, müssen wir Deutschen im Reich und wir Deutschen überall auf Erden uns in der rechten Weise auf die deutsche Sprache als die Mutter unseres Seelentums beziehen.

Wir müssen alle von einem klareren und deutlicheren Wissen durchlebt werden, welch heiligen seelenformenden Amtes die Sprache waltet.

Nur wenn das ganze Volk von solchem Wissen durchdrungen ist, das die geläufige Scheinansicht überwunden hat, als sei die Sprache nur ein bloßes Gerät, ein bloßes Mitteilungsmittel, nur wenn es die Bindung der deutschen Geistigkeit in die deutsche Sprache tiefer versteht, wird sich die volle völkische Kraft mit allem Nachdruck hinter

jene deutschen Brüder stellen, die in ihrem Sprachentum bedroht sind, die in den mannigfaltigsten Formen um ihr Erbe seelischer Verbundenheit mit uns gebracht werden sollen.

Noch ist solches Wissen um die Sprache nur der Besiz weniger. Den Deutschen im Reich ist kaum eine Ahnung aufgedämmert über die nationalpolitische Bedeutung von Sprachfragen; ja, oft genug haben sogar die Deutschen in den Gebieten ärgster Bedrohung ja liche Ansichten. Man hört von Deutschen in Ungarn, im Elsaß, in Nordamerika immer wieder die verhängnisvoll irrtümliche Meinung, daß sie sagen, es wäre gar nicht so tragisch zu nehmen, wenn sie dem Druck von Fremdsprachen nachgäben. Sie sagen betuernd und sich entschuldigend, sie sprächen zwar englisch, ungarisch, französisch, aber ihr deutsches Herz ließen sie sich nicht aus dem Leibe reißen. Wir wollen ihnen die Ehrlichkeit ihrer Beteuerung wohl glauben, aber sie gilt höchstens für ein Uebergangsgeschlecht, das die Fremdsprache als Zweitsprache lernt. Sie gilt nur unter besonderen Bedingungen. Auch diesen Sonderfällen gegenüber wollen wir nicht vergessen, daß die deutsche Sprache behauptet werden muß, wo immer und in welchen Formen sie an gegriffen wird.

Diese Aufgabe des Erkennens, nach welchen Methoden sich am besten für die Sprach erhaltung arbeiten läßt, stellt der Wissenschaft ganz neue Aufgaben, die bisher von unseren beamteten Sprachforschern überhaupt kaum geahnt worden sind. Denn die Sprachbedrohung äußert sich in so mannigfaltigen Formen, daß dieselben Maßnahmen der Gegenwirkung, die an der einen Stelle Erfolg bringen, am anderen Ort bestimmt schädlich sein müssen. Von besonderer Bedeutung ist es etwa, in welchen Formen zwei um Bevölkerungsmaße werbende Sprachen sich gegenüberstehen, ob Hochsprache gegen Hochsprache steht, ob Mundart gegen Mundart oder Mundart gegen Hochsprache. Das Kampfgesetz muß in jedem Fall ein anderes sein. Hier liegen praktische Aufgaben, die überhaupt nur nach gründlicher und richtiger Besinnung, nach wissenschaftlicher Durchforschung gelöst werden können. Leider ist es heute so, daß auf tausend Lehrer, die uns höchstgelehrte Theorien entwickeln können, wie wir es anzustellen haben, um fremde Sprachen zu erlernen, nur ganz wenige kommen, die um die Grammatik und Methodenlehre der Sprach erhaltung unserer Muttersprache wüßten. Die Männer, die sich bisher um solche Dinge bemüht haben, — ich nenne hier Heinz Klopß vom deutschen Auslandsinstitut, Franz Thierfelder von der deutschen Akademie, Max Hilbebert Boehm — sind Außenseiter des wissenschaftlichen Betriebes.

Die wesentlichste aller Aufgaben aber bleibt, dafür zu sorgen, daß ein neues und tieferes Wissen um die Grundbeziehung zwischen Sprache und Volkstum wirklich Allgemeinbesiz wird. Wir müssen wieder zurückfinden zu Sichte. Er, der schon einmal sein Volk aus tiefer Erniedrigung riß, hat auch den Zeitigen noch viel zu sagen. Sichte hat Italien geeinigt, indem er Mazzini das geistige Werkzeug für sein Wirken lieferte. Sichte war der Lehrer Grundtwigs, der den Dänen erst ihr völkisches Selbstbewußtsein gab. Auf Sichtes Arbeit beruht es, daß die slawischen Kleinvölker Eigenstaatlichkeit suchten und fanden. Auf Sichtes Gedankengut beruht der fanatische nationale Wille, der das deutsche Volk heute im europäischen Osten und Südosten so nachdrücklich bekämpft. Wir selbst aber haben Sichte vergessen. Das Bismarcksche Reich hat die Kräfte in uns erlahmen lassen, die in den anderen Völkern so gewaltig wuchsen. Wir haben uns von Sichte abgewandt und uns anderen geistigen Ahnen, Darwin, Gobineau, H. St. Chamberlain und ihren Nachfolgern anvertraut.

Es gibt auf der ganzen Welt keine so große Gruppe sprachlicher Minderheiten wie die deutsche. Es ist keine Gruppe sprachlicher Minderheiten so bedroht wie die deutsche, weil der Wille zur deutschen Sprache bei den Deutschen in Amerika, in Polen, in Dänemark, in Frankreich schwächer ist als der sprachliche Selbstbehauptungswille der Fremdvölker, mit denen diese Deutschen zu tun haben.

Erst aus dem Wissen, wie wir der Sprache für unser Deutschsein verpflichtet sind, wird in uns der unbeugsame Wille aufbrechen, unseren Pflichten gegenüber der Sprache und gegenüber den Brüdern in Sprachnot auch in Mühen und Opfern zu genügen. Und diese Brüder selbst, an die sich immer wieder die Versuchung heranschleicht, sich durch Aufgabe der deutschen Sprache Vorteile aller Art zu sichern, werden nur dann in ihrem Volkstum festgehalten werden, wenn ihnen vom deutschen Kernvolk her das sichere Wissen entgegenweht, daß sie in der Sprache ihr Volkstum selbst hüten, daß sie mit der Sprache ihr Volkstum selbst verlieren, daß sie um der Sprache willen unsere Volksbrüder sind. Das heilige Reich der Deutschen, für das Bismarck nur eine Zwischenlösung fand, wird erst vollendet, wenn die geistigen Führer, wenn das ganze deutsche Volk zurückfindet zur Volkslehre seiner großen Genien, die von den Gestrigen so schmäählich verraten und vergessen wurde. Wir müssen darum überall, wo deutsche Menschen wohnen, durch die Gassen laufen und in feurigen Zungen predigen, was die Muttersprache uns bedeutet. Die deutsche Sprache ist die Mutter unserer Deutschheit — und seiner Mutter soll man die Treue wahren.

Louis v. Kohl

Erkrankung des Staates

Geschichtliche Bedeutung der deutschen Nachkriegsrevolutionen

I

Nur die biologische Staatsauffassung ermöglicht die Stellung einer politischen Diagnose. Denn eine solche bedeutet ja (genau wie die medizinische) die Feststellung jener Kräfte, die durch eine Ueberspannung der Gegensätzlichkeit, die innerhalb eines Organismus vorhanden sein muß, zu einem Krankheitszustand führen. Im letzten Grunde ist jede Krankheit lediglich die Folge eines bedauerlichen Ueberlebens bestimmter Zellengruppen, die eine für den Organismus gefährliche Verschiebung der normalen Arbeitsteilung hervorruft. Ihr Verlauf hängt deshalb davon ab, ob es möglich sein wird, zur rechten Zeit einen Ausgleich der Kräfte wieder herbeizuführen, der seinerseits die richtige Arbeitsteilung wieder herstellt und damit die Kontinuität der organischen Entwicklung sichert. Dabei spielt es theoretisch keine Rolle, ob die Ueberspannung durch das Wirken fremder Einflüsse im Organismus hervorgerufen oder durch ererbte Verhältnisse bedingt wird; nur wird der Heilungsprozeß natürlich verschieden sein müssen. Doch in beiden Fällen ist die Erkenntnis der biologischen Gesetze, die alle Wirksamkeit der organischen Kräfte bestimmen, die Voraussetzung jeder zuverlässigen Diagnose.

In diesem Sinne ist es möglich, die konstitutionelle Bedeutung historischer Ereignisse festzustellen. Denn ein Staat ist auch nichts anderes als eine organische, biologisch bedingte Lebensform eines jeweiligen Volkes innerhalb seines bestimmten geographischen Raumes. Diese beiden grundlegenden Kräfte, Volk und Raum, gestalten das Staatsleben. Aber auch sie wirken in Uebereinstimmung mit denselben biologischen Gesetzen, die in den pflanzlichen und tierischen Organismen tätig sind. Folglich müssen — nach dem Gesetz der Gegensätzlichkeit — im Staatsleben stets gewisse Gegensätze vorhanden sein, weil Neugestaltung nur durch das Spiel und Gegenpiel der Kräfte denkbar ist.

Aber diese Gegensätze müssen auf der anderen Seite innerhalb der durch das Gesetz der Affinität bestimmten Grenzen verbleiben, d. h. sie müssen den natürlichen Bedingungen des Raumes und der Volksart entsprechen. Wenn sie dieses nicht tun oder wenn fremde Kräfte wirken, die nicht in Übereinstimmung mit den eigenen umgewertet werden können, müssen sie entweder gewaltsam vernichtet oder völlig ausgeschlossen werden. Einen Zwischenstandpunkt gibt es in dieser Beziehung nicht. Ihr selbständiges Verbleiben innerhalb des staatlichen Organismus würde seinen Untergang bedeuten.

Aber im staatlichen Leben wirken auch andere biologische Gesetze. Vor allem das Gesetz der Arbeitsteilung und das damit eng verbundene Gesetz der Unterordnung. In der Gesellschaft entsprechen die sozialen Schichten den Zellengruppen des tierischen Organismus. Und auch sie haben — wie diese — bestimmte Funktionen auszuüben, die nur sie erfüllen können. Wenn infolge der Differenzierung des Staates neue Funktionen notwendig werden, findet zwangsläufig eine Spaltung der bisherigen gesellschaftlichen Zellengruppen statt. Es entstehen neue Gesellschaftsschichten, die nun die neuen Funktionen ausüben müssen. Aber diese neuen Schichten müssen sich — genau wie die alten — den Ansprüchen des Gesamtorganismus gemäß anderen Schichten unter- oder überordnen. Ähnlich wie im tierischen Organismus eine wildgewordene Zellengruppe wird im Staate eine größenwahnsinnige Schicht, die alle anderen — ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der biologischen Funktionen — unterjocht, den Untergang des Staates oder zumindest eine gewaltsame Umwälzung herbeiführen. Die Geschichte aller Völker beweist uns dieses. In einem solchen Falle darf man zu Recht von einer Erkrankung des Staates sprechen, die nur geheilt werden kann, wenn man die wahren Ursachen der Erkrankung entfernt, nicht aber, wenn man sich nur mit der Unterdrückung oder Retuschierung der Symptome begnügt.

Die Staatsbiologie oder die Naturwissenschaft vom Staate ermöglicht es nun, eine solche Krankheit festzustellen. Aber um dieses tun zu können, genügt es nicht, daß wir nur im allgemeinen das Wirken der gesetzmäßig bedingten Kräfte bestimmen. Wir müssen auch die Historie dieses Organismus in Betracht ziehen. Denn jeder Staat hat seine eigene individuelle „Konstitution“, d. h. seine eigene „psycho-physische Ganzheit“ der Lebensformen, die durch besondere innere und äußere Bedingungen bestimmt wird. Und eine solche Staatsindividualität ist nur durch die Erforschung ihrer Entstehung methodologisch zu erfassen, da sie sowohl Ererbtes als Erworbenes enthält.

II

Wenn wir, von diesem Standpunkt aus, die Ereignisse der deutschen Gegenwart betrachten, werden diese eine unerwartete und bisher unerreichbare Klärung erhalten. Früher begnügte man sich damit, jede geschichtliche Begebenheit nach seiner subjektiven Einstellung zu werten. Wir waren stets gefühlsmäßig gebunden; unser eigenes Temperament, unsere Sympathien oder unsere Ressentimente, bestenfalls unsere Weltanschauung (wenn wir uns den Luxus einer solchen gestatten konnten) bestimmten für uns den Wert der historischen und politischen Ereignisse. Der Marxist betrachtet deshalb die Revolution von 1918 stolz als den ersten „Silberstreifen“ der roten Zukunft und die nationale Erhebung als den Sieg schwärzester Reaktion; der nationaldenkende Mensch sieht seinerseits in der ersten Revolution nur das „Novemberverbrechen“ und in der letzten die Morgenröte des neuen Reiches. Da sie beide ihr Urteil subjektiv färben, muß eine Verständigung unmöglich erscheinen. Die verschiedenen Gruppen des Volkes bleiben

deshalb im Herzen getrennt und stehen einander — wie bisher — fremd und leider auch feind gegenüber.

Wenn wir aber den Staat als den organischen Ausdruck der biologischen Kräfte des Raumes und des Volkes betrachten, wird es uns möglich, die Ereignisse objektiv zu beurteilen, also ohne daß unser Urteil durch Sympathien oder Antipathien gefärbt wird — genau wie der Arzt eine richtige Diagnose auch bei Menschen, die er persönlich nicht leiden kann, zu stellen und zu einem Resultat zu kommen vermag, das sowohl Freunde wie Feinde des Patienten als richtig erkennen. Denn es kommt für die naturwissenschaftliche Staatsbetrachtung ja nur darauf an, ob die natürlichen Kräfte in folgerichtiger Weise funktionieren, so wie sie in Uebereinstimmung mit den biologischen Gesetzen wirken müssen. Wenn sie dieses tun, ist der Staatsorganismus gesund, und das jeweilige Ereignis dient positiv der Zukunft. Wenn sie es nicht tun, ist der Organismus krank, und das Ereignis dient nur negativ der Zukunft, indem es eine Gegenwirkung der gesunden Organe auslöst.

Nach dieser Betrachtung müssen Revolutionen folglich entweder schädlich oder fördernd sein. Sie können ein Zeichen der Erkrankung oder aber auch eines der Gesundung sein. Genau wie ein Geschwür eine Abwehrmaßnahme des erkrankten tierischen Organismus darstellt, genau so kann eine Revolution wohl als ein Zeichen dafür aufgefaßt werden, daß Gesundes und Krankes in dem Staatskörper mit einander kämpfen — es hängt aber von ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtorganismus und dessen Kontinuität ab, ob sie als Zeichen der Depression oder des Aufstieges aufgefaßt werden darf. Wenn eine Revolution die Kontinuität der historischen Entwicklung und die organische Arbeitsteilung zerbricht, dürfen wir sie als das erstere betrachten. Wenn sie die unterbrochene Verbindung wieder zusammenknüpft, ist sie ein Wahrzeichen der Heilung und des Aufstieges.

III

Die deutsche Geschichte enthüllt uns die Kontinuität in der Entwicklung des Volkes und des Raumes. Räumlich (horizontal) gesehen stellt sie eine ununterbrochene Kreislinie dar, die im Nordwesten (mit den Franken) begann, dann den Rhein entlang ging, bis sie nach unruhigem Hin- und Herbewegen im Südosten verlagert wurde, um schließlich nach dem Norden weiterzuschwanken, wo sie verblieb. Es war deshalb folgerichtig, daß das letzte Kaiserreich seinen Schwerpunkt im Norden hatte. Denn damit wurde der Kreis der horizontalen Entwicklung abgeschlossen — Deutschland hatte seinen natürlichen Raum gewonnen. Zeitlich (vertikal) sehen wir die Kontinuität als eine Wellenlinie, wo Aufstiegs- und Abstiegsperioden einander in fast regelmäßigem Rhythmus ablösen. Aber die Linie selbst weist ein ständiges Fortschreiten der völkischen Einheit aus, so wie die Kreislinie des räumlichen Strebens nach Einheit es tut. Doch immer wieder brachen fremde Kräfte über das deutsche Gebiet und in das deutsche Geistesleben hinein und zwangen das Volk zu ständigen Abwehrkämpfen, die jedoch stets von einem neuen höheren Aufstieg begleitet wurden. Diese Niedergangsepochen, in denen fremde Körper in den deutschen Organismus eindrangen, stellen wahre Krankheitsperioden dar, die so lange anhielten, bis eine innere Abwehrbewegung stark genug geworden war, um die Fremdkörper auszuhalten, zu vernichten oder der eigenen Art gemäß umzuwerten.

Die Zeit nach dem Kriege entspricht einer solchen Krankheitsperiode. Ihre Keime weisen in die Zeit Bismarcks zurück, und sie ist eng mit dem Aufstieg der Maschinen-

industrie verknüpft. Die Entstehung der Sozialdemokratie hatte damals ihre biologische Berechtigung durch die Not und die soziale Unterdrückung der Arbeiter. Aber dieses biologische Recht wurde allmählich zu einem Unrecht, teils infolge der Internationalisierung der Bewegung, teils durch die marxistische Lehre vom Klassenkampf und vom Arbeiterstaat und der daran unlöslich geknüpften „sozialen Revolution“. Damit mischten sich zwei gefährliche und mit der Natur des deutschen Staates unvereinbare Momente in die Entwicklung. Jede Staatsform ist nämlich eng an Volk und Raum geknüpft. Sie hat ihre eigene Gesellschaftsbildung und ihr eigenes System der sozialen Unterordnung, die eine Folge der biologischen Arbeitsteilung der Schichten sein muß. Die Lehre vom Arbeiterstaat und vom internationalen Proletariat bedeutete theoretisch einen Bruch der historischen — und damit der biologischen — Kontinuität und bereitete praktisch die Novemberrevolution von 1918 vor. Als Bismarck die äußere Einheit des Reiches schuf und dadurch der inneren eine politische Grundlage verlieh, begann die Sozialdemokratie gleichzeitig das Volk zu einer dem nationalen, d. h. dem biologisch bedingten Staate feindlichen Gesinnung zu erziehen. Und dadurch legte sie den Grundstein zu einer Zerspaltung des deutschen Volkes, die unendlich viel schlimmer sein mußte als diejenigen, die durch den staatlichen Partikularismus oder durch die religiöse Trennung zwischen Katholiken und Protestanten verursacht wurden. Denn diese beiden waren schließlich Glieder der historischen Kontinuität; sie waren räumlich und blutmäßig begründet und haben ihre Aufgaben zu lösen gehabt. Aber die Zerspaltung des Volkes in Klassen, die in bewusster Feindschaft einander tödlich bekämpften, bedeutete einen Bruch dieser Kontinuität, deren innerster Sinn das Streben nach voller Einheit des Volkes und des Raumes war und ist.

Der Weltkrieg mußte zwangsläufig diese Gefahr enthüllen und zur Wirkung bringen. Denn die Feindmächte verstanden es klug, die allem Deutschtum, jedem Nationalstaat feindliche Ideologie des Internationalen Sozialismus und also auch die seiner deutschen Führer auszunutzen. Sie waren imstande, die richtigen Töne zu finden und die entwurzelten Seelen einzufangen. Trotz der wundervollen Tapferkeit, trotz der Vaterlandsliebe und der Treue von Millionen Arbeitern an der Front wurde die Partei als solche ein Instrument deutschfeindlicher Politik. In Weimar hätte sie noch die letzte und größte Möglichkeit gehabt, die gewaltigen und sich zur Entscheidung drängenden Probleme mit der gesamten Volksmehrheit zu lösen. Aber sie tat es nicht. Sie behielt die Macht, die Not und Elend ihr in die Hand gedrückt hatten. Sie behielt sie, obgleich sie infolge ihrer Ausbildung und ihrer Erziehung durch den internationalen Marxismus gar nicht imstande war, die inneren Notwendigkeiten des biologisch bedingten deutschen Staates zu erkennen oder zu begreifen. Deshalb mußte die Nachkriegszeit — ganz abgesehen von den Friedensbedingungen — zu einem ständigen Herabsinken des deutschen Volkes führen. Und es ist folglich auch völlig berechtigt, die Revolution von 1918 als ein Krankheits-symptom zu betrachten. Sie war tatsächlich eine Revolution der nationalen Depression. Sie bedeutet durch ihre Gesamttendenz, durch die Ideen, die sie trug, einen Bruch der biologischen Kontinuität. Sie war das Werk einer größenwahnsinnigen Zellengruppe, die Funktionen des Organismus übernahm, die ihr nicht zustanden; und sie verfälschte dadurch die normale Arbeitsteilung und die biologisch bedingte Unterordnung. Es lag auch in ihrem Wesen, daß sie den fremden Einflüssen freies Spiel nicht nur auf politischem, sondern auch auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet ließ. Es

ist eine tiefe und erschütternde Tragik des deutschen Arbeitertums, daß es an die Ideologie des Marxismus gebunden wurde, der nichts von der schicksalhaften Verknüpfung des Staates an Volk und Raum verstand und deshalb gar nicht begriff, daß er durch seinen Internationalismus den Ast absägte, auf dem der Arbeiter saß. Und doch darf man nicht vergessen, daß auch hier ein versöhnendes Moment vorhanden ist: ohne die Schwäche der marxistischen Machthaber wäre die nationale Erhebung nicht so schnell möglich geworden. So dienten selbst sie, wenn auch nur negativ (wie jeder Krankheitskeim es schließlich tut), der besseren Zukunft.

IV

Es ist ein Zeichen großer Gesundheit, daß das deutsche Volk imstande war, diese lange und schleichende Krankheit, trotz aller inneren und äußeren Widerstände, aus sich selbst heraus zu heilen. Es war aber auch biologisch (man kann auch sagen: geopolitisch) notwendig, daß die Abwehryelle in Bayern entstand, das räumlich und geistig sowohl den ausländischen als den marxistischen Einflüssen am feindlichsten gegenüberstand. Damit hat Bayern alles gutgemacht, was es nach Ansicht vieler in der Vergangenheit gegen die deutsche Entwicklung verbrochen hatte — wenn man der Zwangsläufigkeit des historischen Geschehens gegenüber von Vergehen oder Schuld sprechen darf. Die staatsbiologische Auffassung muß diese Begriffe allerdings ablehnen.

Bei der Entstehung und in dem Verlauf einer Bewegung wirken die allgemeinen Gesetze des biologischen Lebens natürlich mit. Vor allem wird die Bewegung dem gesetzmäßigen Verhältnis zwischen Druck und Gegendruck unterworfen sein müssen. Je stärker die Not und die Demütigungen, die aus dem Versailler Vertrag folgten, empfunden wurden, um so stärker wurde also die nationale Abwehrbewegung. An sich wäre sie wahrscheinlich doch nie revolutionär geworden, da sie die natürlichen Wünsche eines jeden Deutschen enthielt oder ihnen, wenigstens zum Teil, in ihrem innersten Kern entsprach. Es war erst die gewalttätige Unterdrückung seitens der Machthaber, die ihre revolutionäre Stoßkraft bedingte. Aus einer Bewegung, die allgemein-national hätte sein können, wurde sie dadurch zu einer revolutionären Erhebung. Der Umstand, daß die Bewegung auf legalem Wege zur Macht kam, ändert an sich nichts an diesem Charakter. Man muß sich aber darüber klar sein, daß in diesem revolutionären Moment sowohl eine Stärke als eine Gefahr verborgen liegt. Die Stärke ist in der ungeheuren und leidenschaftlichen Stoßkraft zu finden, die einer wirklich revolutionären Bewegung stets eigentümlich ist und sein muß. Die Gefahr beruht aber darin, daß jede solche Bewegung auch nach dem Siege, geneigt ist, die besiegten Gegner — manchmal auch die Verbündeten — als Feinde zu betrachten, die vernichtet werden müssen, und dabei oft übersieht, daß man diese — oder richtiger: die gesunden Elemente unter ihnen — zur positiven Mitarbeit heranziehen muß, um sie in dieser Weise dem Staate dienen zu lassen. Wenn man dieses nicht tut, geschieht es sehr leicht, daß sich eine neue gegenrevolutionäre Gruppe bildet, die durch nur negative Opposition der biologischen Entwicklung entgegenarbeitet. An sich würde eine solche Behandlung des besiegten Gegners allerdings einen Widerspruch zum wahren Ziel der nationalen Revolution bedeuten.

Denn die ungeheure Bedeutung und die geschichtliche Größe dieser Revolution liegt ja eben darin, daß sie jenem heiligen Ziele entgegenstrebt, das der historischen Sehnsucht des deutschen Volkes entspricht. Daß sie jenen geheimen Sinn der deutschen Entwicklung erfüllen will, jene wunderbare Hoffnung, die im deutschen Wesen schlummert und die,

wie ein leise klingender Sang, uns aus der Tiefe der deutschen Volksseele aller Zeiten entgegenhallt: die Hoffnung auf eine deutsche Einheit.

Doch dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn alle Gruppen, alle Schichten und alle Stämme des Volkes mitarbeiten wollen und mitarbeiten dürfen. Denn die organische Einheit wird nicht durch Verbesserung der staatsrechtlichen Formen des Reiches allein erfüllt, wie bedeutungsvoll diese auch ist. Sie muß das Leben des Volkes selbst umfassen. Sie erfordert nicht nur eine Reichs-, sondern auch eine Volkseinheit, eine wirkliche Volksgemeinschaft. Die Marxisten bildeten sich ein, daß sie das Volk durch den Klassenkampf und die Arbeiterrevolution glücklich machen konnten und übersehen dabei, daß sie gegen die Natur selbst handelten, die im Organismus des Staates zum Ausdruck kommt. Sie zerrissen die natürliche Arbeitsordnung und schufen dadurch Krankheit und Verfall. Es ist aber das ungeheure Verdienst der nationalsozialistischen Partei, daß sie diesen Fehler erkannt hat und sie verstand, daß nur alle Schichten des Volkes gemeinsam, durch ihre freiwillige Mitarbeit, die wahre Volkseinheit schaffen können. Aber dieser gewaltige Gedanke — der völlig mit den biologischen Bedingungen übereinstimmt — wird nur zur Wirklichkeit werden können, wenn alle aufbauenden Kräfte des Volkes nicht nur mitarbeiten wollen, sondern es auch dürfen.

Die psychopolitische Möglichkeit einer solchen allgemeinen Zusammenarbeit ist durch die nationale Revolution unzweifelhaft gegeben worden. Denn — und hier liegt ein zweites geschichtliches Verdienst der letzten Erhebung — das nationale Bewußtsein des gesamten Volkes ist endlich wachgerüttelt worden. Das ganze Volk hat heute, aus tiefstem Gemüt, aus heißester Leidenschaft heraus erkannt (wenn auch nur gefühlsmäßig), daß alle Deutschen Volksgenossen sind. Daß sie an dasselbe Schicksal gebunden wurden und sich nimmer davon befreien können. Daß jeder von ihnen den anderen dasselbe Recht und dieselbe Möglichkeit geben muß, glücklich und gesund zu leben. Daß ein Volk also eine nationale und soziale Gemeinschaft ausmacht. Damit ist eine Grundlage geschaffen worden, von der aus die großen sozialen Probleme unserer Zeit im Sinne der biologischen Entwicklung und damit auch im nationalen Sinne gelöst werden können: nämlich durch eine organische Arbeitsteilung und eine natürliche Unterordnung der Volksschichten, die ebenfalls in Übereinstimmung mit den Ansprüchen des Organismus sein muß. Diese Lösung kann aber nur auf freiwilligem Wege, nie durch Gewalt erreicht werden: sie muß nämlich innerlich, nicht nur äußerlich sein, und keine Gewalt vermag das Innere eines Menschen zu ändern. Nur freiwillig können sich Kapital und Arbeit, Katholizismus und Protestantismus, Handarbeit und Geistesarbeit in gemeinsamer Arbeit und gegenseitiger Unterordnung finden. Nicht durch den Sieg, nicht durch die gewalttätige Vorherrschaft einer Schicht oder einer Partei über alle anderen (so wie der Marxismus es glaubte), sondern durch freiwillige und willige Mitarbeit aller Volksgenossen wird jenes große Ziel erreicht, wonach die Deutschen seit Jahrhunderten strebten: die wahre Einheit des deutschen Volkes.

Die Möglichkeit dieser tiefen und innigen Volksgemeinschaft, mit der die Kontinuität der deutschen Entwicklung eng verknüpft ist, hat die nationale Revolution geschaffen. In diesem Sinne kann man sie folgerichtig als biologisch positiv bezeichnen. Sie ist somit ein Zeichen der kommenden Gesundung. Und sie dient dadurch dem deutschen Aufstieg, der für lange gesichert sein wird, wenn diese Möglichkeit sich allmählich in Wirklichkeit verwandelt.

Kurt Kluge

Die drei Gelehrten / Novelle

Ein ganzes Gotteshaus mit Schiff, Seitenschiffen, Turm und Glocke hatte sich Professor Gottlieb Köster nicht gekauft, aber immerhin ein Weinberghaus, dessen Keller im Mittelalter nachweislich die Krypta einer jetzt verschwundenen Kirche gewesen war. Das Häuschen lag auf der Höhe des Hügels hinter Meersburg und gewährte dem Professor für Kirchengeschichte eine so weite Aussicht, wie sie ihm die Wissenschaft vom Leben der christlichen Kirche nicht durchweg zur Verfügung stellen konnte.

In dieser Dämmerstunde verzichtete Köster auf jede Aussicht, ließ sich in der tiefen Fensternische seines Kellers behaglich auf eine altersschwarze geschnitzte Bank nieder, welche zweifellos das einstige Postament des Heiligen war, den man vor Zeiten hier verehrt hatte und sagte: „Wie angenehm ist es, besitzen zu dürfen, was ein Heiliger bestanden hat.“

Das Abendlicht schien durch das kleine Kryptenfenster, Köster sah den Schein an den mit ungelinker Hand verputzten Gewölbekappen spielen und setzte kopfschüttelnd hinzu: „Meine ganze Besingung hier oben ist eigentlich angewandte Kirchenhistorik.“ Er ahnte nicht, wie wahr er da gesprochen hatte. Köster glaubte zu wissen, wo er saß, aber er wußte es so wenig wie jeder andere Gelehrte, denn sein merkwürdiger Sitz war nicht nur ein Sockel, sondern zugleich ein Behälter. Daß er dies nicht sogleich erwog, mußte man ihm zum Vorwurf machen, und es wurde später viel darüber geschrieben. Die lange Reihe seiner Vorfahren bestand aus tüchtigen, trinkenden und rechnenden Weinbauern, und die brauchten beruflich nicht zu erwägen, ob der Sitz unter ihnen einen Gehalt habe. Aber ein Gelehrter muß wissen, daß die Dinge hohl sind und daß eben in dieser Hohlheit ihr Sinn steckt.

Der Sockel war in der Tat hohl, und auf seinem Grund lag ein Bündel beschriebenes Pergament. Dieses uralte Manuskript aber war die unvorstellbar kostbare zeitgenössische Abschrift einer Abhandlung des Antonius von Roma über die Idee von der unwiderstehlich wirkenden Gnade — eine Schrift über deren Inhalt die Wissenschaft wohl Vermutungen anstellte, die aber für verloren galt. Diesen Verlust bedauerten die Gelehrten um so tiefer, als in jenem Antonius mit Recht der Vater des Einsiedlerlebens vermutet wurde.

Nun war gerade die Untersuchung des Eremitentums der Inhalt des Kösterschen Forscherdaseins, und die Tatsache, daß der Meister auf dem saß, was er suchte, braucht niemand zu befremden — ist dies doch die Regel, und nur die großartige Organisation der Wissenschaft verhindert, daß die Völker nicht auf dem Wissen sitzen, ohne es zu merken.

Köster merkte etwas. Er hob die Nase und strich seinen Bart, er bewegte die Nasenspitze und prüfte die Luft in der Krypta: noch es nicht eben nach Esels- haut? Nein, er hatte sich getäuscht — es schwebte nur beträchtlicher Weinduft in seinem Keller. Beruhigt erhob er sich, klopfte einem Faß auf den Bauch und sagte: „Köster, glaube mir, dieses Gewölbe ist voll von Geist. Aber ich werde ihn, so Gott will, genehmigen.“

Er erhob sich, stieg die Steintreppe hinauf und öffnete die Tür. Meersburger Keller führen nicht auf gewöhnliche Hausflure, sondern ohne weitere Umstände

ins Freie. Professor Köster trat aus seiner Krypta heraus und stand geblendet still. Vor ihm strahlte tiefgrün Weinstock neben Weinstock, und der Hügel, der diese Pracht trug, senkte sich zart gewölbt nach der Stadt hinab, von der nur ein paar graue Dachfirste über das Blattwerk ragten. Ganz unten, am Grunde der Hügel und Berge, breitete sich weithin der See aus.

„Und er ist voll von Felchen“, murmelte Köster, als ob er die Herrlichkeit der Welt zu seinen Füßen abwehren und zu ihrem Inhaber sagen wollte: „Ach nein, danke, ich bin mit allem versehen. Nicht die Welt, nein. Sie ist wundervoll, weiß Gott! Wie das Schiff da eben vor dem Säntis hinzieht. Sie ist gewaltig: ich sehe wohl, wie die alten Berge das Ufer von Bregenz bis Konstanz einhegen. Der See ist über alle Ahnung herrlich — aber mir genügen ein paar Felchen aus ihm.“

Der Kirchenprofessor sah die Welt an, würdigte sie, aber stellte sie im übrigen seinen Mitmenschen anheim. Er wandte sich und stieg wieder die Treppe hinab in die gesicherten Substruktionen seines Hauses und hielt sorgsam ein Kännchen aus Steingut unter den Hahn des Fassess, von dem ihm sein Verwalter gesagt hatte: „Herr Professor, hier dürfen Sie.“

Menschen, welche die Welt schlecht und den Bodensee nicht kennen, werden nun zu einer ungerechten Beurteilung des Historikers Gottlieb Köster neigen. Sie irren. Die Bedeutung dieses Mannes stand über allen Zweifeln, aber er war in den Abschnitt des menschlichen Daseins eingetreten, in dem Gelehrte und Angelehrte zur gleichnishaften Anschauung des Vergänglichen durchzubringen begannen. Köster schwenkte sein Steinkännchen in der Hand, sah in dessen bernsteingelbem Inhalt das Gewölbe seines Kellers sich spiegeln und im bewegten Spiegel das zuverlässig feste Kellerdach wahnwitzige Bewegungen vortäuschen: „So ist die Welt“, nickte der Weise, „es ist kein Verlaß.“

Still für sich trinkend und nachdenkend saß Köster denn zum zweiten Male über dem Koder des Antonius von Roma — ohne ihn zu besitzen, der Glückliche. Daß jedoch eine Abhandlung über die unwiderstehliche Gnade anderthalbtausend Jahre in einem geschnittenen Kasten steckt, ohne irgendwann einmal kraft ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit den Kasten zu sprengen — das wäre dem Wesen der Gnade entgegen. Diese Gnade unter dem Gefäß Kösters mußte auch bereits den Historiker in ihm beunruhigen. Geheime Ausstrahlungen des Pergamentes drangen von unten her in ihn ein und ließen ihn auf seinem mit Theologie geladenen Sitz nicht recht zur Ruhe kommen. Da tappt etwas! Wer scharrt da? Als ob jemand auf den Steinstufen ginge!

„Jeht hat's geklopft!“ rief Köster und sprang auf. Im Keller war es dämmerig geworden. Köster starrte angestrengt in das Halbdunkel, denn ihm schien, als ob die Kellertür langsam aufginge. „Dort steht ein Kerl“, dachte er, „ich schmeiße ihm mein Weinkännchen an den Kopf.“ Er hob eben den Arm, als der Schatten beredt wurde und fragte: „Meditieren Sie, Kollege? Sie sprachen eben laut und scheinen allein zu sein. Grüß Gott, Köster.“

„Mensch, was schleichen Sie hier im Hause herum? Treten Sie doch ordentlich auf, Schwerenot! Guten Abend übrigens.“ Köster zündete eine Kerze an, suchte nach einer zweiten Kanne und setzte hinzu: „Nein, Bründel, reden Sie nicht dagegen. Aufstreten ist nicht Ihre Sache. Ich bin sechzig, Sie sind fünfzig, und ihr jungen Leute habt zwar Zehen und Fingerspitzen, aber keine Hacken wie unsereiner.“

„Die Zeitläufte, Verehrter“, antwortete sein Fachgenosse und Seriennachbar Professor Bründel. „Sie ragen aus einer soliden Epoche in unser Zeitalter und haben gut auftreten. Zur Sache selbst muß ich aber bemerken, daß Sie eine elende Treppe haben.“

„Na, nun sind Sie da“, lenkte Köster ein, „und diese Krypta erlebt das bei ihrer Erbauung nicht vorgesehene Schauspiel, daß zwei lebendige Kirchenhistoriker nebeneinander auf einer Bank sitzen und sich vertragen.“

Sie tranken. „Gut, nicht?“ fragte Köster.

„Im, die kleine Schärfe geht noch raus, Köster. Passen Sie auf, in sechs Monaten ist der Wein harmonisch. Uebrigens sagten Sie: zwei Historiker — wenn Sie noch den Milchbärl aus Immenstaad herüberholten, könnten Sie drei Leute vom gleichen Fach auf einer Bank sitzend und aus einem Fasse trinkend erleben.“

„Den Milchbärl wollen wir lieber in Immenstaad lassen, Bründel. Ich schätze ihn, aber die alte Bank hier unten paßt nicht recht zu seinem Drang nach oben. Der Kerl tut mir zu viel und denkt zu wenig, und ehe Sie sich's versehen, ist da aus dem Drang das Drängeln geworden.“

Im langsamer Folge nahmen die Gelehrten Zug um Zug aus ihren Steinskrügen. Sie saßen friedlich nebeneinander und gemeinsam auf dem Koder von der unwiderstehlichen Gnade, und das Gewölbe über ihnen, das seit Karl dem Großen da stand, hielt auch diesen Anblick aus und fiel nicht ein.

„Bründel, da kommt wieder jemand.“

Sie horchten. „Nein, Köster, das war nur so.“

Die Gelehrten nahmen einen neuen Schluck. „Wissen Sie, Bründel, das Eremitentum erforschen und die Semesterferien hindurch hier oben selber einer sein. das ist nach Gottes Willen.“

„Köster“, flüsterte Bründel, „Sie haben recht — es raschelt.“

Angestrengt lauschten sie. Wahrhaftig! Es bewegte sich etwas im Keller.

„Verdammt, Köster, unter Ihren Steinplatten liegen Tote.“

„Wo denn nicht auf Erden, Bründel? Reden Sie keinen Unsinn.“

„Da, wieder“, sagte Bründel.

„Himmel, das war direkt unter mir!“ schrie Köster, sprang auf und fuhr mit der Hand nach seinem Hosenboden.

„Dort?“ fragte Bründel leise.

„Schafskopp, wie so in meiner Hose? Unter dem Sitz da!“

Die beiden Gelehrten leuchteten mit der Kerze ihren Sitz und dessen Umgebung ab und horchten. Da tippelte es wieder leise hinter dem Sockelsitz, und Bründel griff mit der Hand nach seiner Stirne und rief lachend: „Kollege, Sie haben Mäuse! Kommen Sie, wir rücken den Sitz ab, dahinter ist das Mauseloch. Das stopfen wir zu und haben Ruhe.“

Die Kirchenhistoriker rückten an dem alten Sockel. Er bewegte sich. Bründel zog mit Gewalt nach vorn, Köster hob mehr nach oben. Plötzlich gab es einen Ruck, die beiden Männer verloren fast das Gleichgewicht, sie hielten den abgehobenen Sitz in der Hand — aber der Weg zu ihrem Mauseloch war nicht gewonnen: der Sitz hatte nämlich wie der Deckel einer Schachtel auf einer Art Kiste gesessen, die nun offen stand. Sie stellten das Schnitzwerk beiseite und leuchteten in die Kiste. Köster blickte erschrocken hinein und brachte kein Wort heraus. Bründel fuhr zurück, hob die Hände mit gespreizten Fingern, auf seine Stirne traten Schweißtropfen, aber er konnte nichts von sich geben als ein glückendes Lachen: am Boden der Kiste lag zwischen Spinnweben, Tierknochelchen und Stoffresten der pergamentene Koder, kreuzweise umbunden mit Lederriemen.

Bründel glückte wieder, und Köster dachte: kriegt der einen Schlaganfall? Gleich darauf aber hatte er Bründels Gegenwart vergessen, bückte sich und hob die Schrift aus ihrem Behälter. Den Knoten zu lösen, nahm er sich nicht die Zeit, sondern schnitt den Riemen mit unsicherer Hand durch und schlug das Buch auf.

„Majuskeln“, flüsterte Bründel und hielt den Leuchter näher. Nach wenigen Augenblicken hatten die kundigen Männer erfasst, was für ein majestätisches Kleinod ihrer Wissenschaft in Kösters Hand lag. Der alte Gelehrte ließ eine Handvoll Blätter am Daumen ablaufen, las hier ein Wort und dort eins, schlug den Kodex zu, drückte ihn an seine Brust und setzte sich, immer noch wortlos, auf den abgehobenen Sockelsitz. Bründel aber trippelte mit seinen Spinnebeinen hin und her und rief mit umbrechender Stimme: „Ueber die Gnade!“ Dann, unwissend was er tat, sprang er dicht vor Köster hin, krümmte sich in seinem schwarzen Gehrock zu einem Klex zusammen, schnellte plötzlich wie ein Tintenstrahl aus sich selbst heraus und schrie dem verstummten Köster ins Ohr mit einer Stimme, welche die Toten unter dem Kellerboden erwecken mußte: „Die Unwiderstehliche! Die des Antonius! Des Komaten!! Sahaha!“

Köster streichelte das Pergament und lachte ruhig und eben in sattem Bass vor sich hin: „Sohoho!“ Die beiden glücklichen Entdecker wußten von sich nichts mehr. Sie und die gewaltige Handschrift waren ein dreieiniges neues Wesen geworden, das nicht zu hören vermochte, wie unheimlich das Ha und das Ho vom Gewölbe der Krypta zurückklang. Nach einer Pause und wieder nach einer lachten sie wie im Traum ihr Duett, ohne zu bemerken, daß die Haushälterin, welche auf die seltsamen Geräusche hin in den Keller gekommen war, mit gefalteten Händen an der Tür stand und die zerbrochenen Weinkännchen, den schiefen Leuchter, die zerstörte Sitzbank und die beiden irrgewordenen Gelehrten anstarrte. Schließlich schritt sie, die Röcke schürzend, über die Weinlachen und Scherben, bückte sich, sah Köster nahe ins Gesicht und murmelte: „Vielleicht sind sie nur betrunken.“ Laut sagte sie: „Kann ich den Herrn Professor untern Arm fassen?“ Der aber sah ihr selig ins Auge, immer noch den Kodex an seine Brust pressend, und versetzte ihr unversehens einen mächtigen Ruß.

„Sie sind nur betrunken“, sagte jetzt Brigitte und traf mit sicherer Hand ihre Maßregeln. „Bitte nur voranzugehen, Herr Professor Bründel“, befahl sie und schob den murmelnden Gehrock in die Richtung zur Tür. „Nun der andere Herr Professor.“ Auch Köster kam in Gang. Sie hielt das schiefgebrannte Licht hoch und, Bründel voran, der Kodex von der unwiderstehlich wirkenden Gnade auf Kösters Armen in der Mitte und das Weib mit dem Licht am Ende, bewegte sich der Zug die Treppe hinan, ums Haus herum und endlich in Kösters Schreibzimmer hinein.

Die frische Luft hatte Köster zu sich gebracht. Er wischte die Papiere von seinem Schreibtisch, legte den Kodex feierlich auf die leere Platte, sah das Weib an und sprach: „Antonius, Bründel und ich werden diese Nacht durchwachen. Koche Kaffee und rede nicht.“

* * *

Schon stand der blasser Viertelmond tief im Nordwesten, und in das Frühgrau flangen die ersten Vogelstimmen, als sich die Tür des Häuschens aufstieß und in dem Lichtkegel Köster und Bründel sichtbar wurden.

„Ja, Köster — daß gerade Sie, ein Kirchenhistoriker, dieses Haus gekauft haben, ist ein Gnade Gottes für die Wissenschaft.“

„Na ja“, sagte Köster, „wenn es nur gnädig für die unwiderstehliche Gnade des Antonius abläuft.“

„Der Antonius“, lächelte Bründel schlau, „ruht in Frieden, aber wir leben. In wenig Stunden bin ich wieder bei Ihnen. Dann arbeiten wir weiter.“

„Nein, Bründel. Heute will ich allein sein mit dem Pergament.“

„Wie Sie denken“, antwortete Bründel, „aber gerade für den Text zwischen pagina 24 und 29 bin ich zuständig. Wollen Sie etwa den Milchbäb heranziehen?“

„Keine Angst“, lachte Köster und klopfte Bründel auf die Schulter, „auch in einem solchen Kodex sind viele Wohnungen, aber den Milchbäb lassen wir beiseite.“

Bründel wanderte beruhigt ab. Er zog die Landstraße nach Ueberlingen hin, wo sein Ferienhaus stand und rezitierte wie ein Verliebter Textstücke des Antonius. Rechts von ihm stiegen die Weinberge in schlanken Terrassen hinauf bis zum Buchenwald, der die Meersburger Höhen krönt. Links schlug das Seewasser leise an die Ufermauern. Der Bodensee atmete sanft bewegt im Halblight des erwachenden Tages.

„Dieser Tag hat mich wieder jung gemacht“, sagte Bründel. Er wandte sich um und lugte nach den Höhen: dort oben lag dunkel der schiefe Steinwürfel des Kösterschen Hauses.

„Er schläft schon. Der Mann ist alt. Ihm fehlt der Schwung.“ Bründel kam sich angesichts des dunklen Kösterhauses fast jugendlich vor, er sog die unberührte Luft der frühen Vieruhrstunde ein, hob einen Kiesel auf und wollte ihn behende hinaus ins Wasser werfen. Aber bei dem Ruck des Wurfes knickten ihm die Knie ein, die Schöße seines Gehrockes standen wagemutig ab, und er hochte wie ein schwarzes Teufelchen auf der Straße. Ein Bäckergehilfe, der eben auf dem Rade daherkam, sah erstaunt den verbogenen Mann auf der menschenleeren Straße hin und her zucken, lachte gröblich und rief: „Wo kneipts denn, alter Knacker!“

Unruhig sah Bründel dem Bengel nach, der ihm aus der Ferne zuwinkte. „Was weiß solches Pack vom Antonius“, murmelte er, aber ging nun doch ernüchtert durch den Rest Wirklichkeit, der ihn noch von seinem Gelehrtenheim trennte. Sein Ferienfrieden war jedoch dahin. Der Kodex auf der Meersburger Höhe zwang ihn zu einem regelmäßigen Hin- und Herwandern auf der Ueberlinger Landstraße.

Im Oktober kam Bründel seltener ins Kösterhaus. Je reifer der Wein wurde, desto seltener kam er. Das lag nicht an der volleren Röte der Beeren auf den Meersburger Hügeln, sondern an einem immer dickeren Stoß Papier, den Bründel auf seinem eigenen Schreibtische zusammenschrieb. In einer der letzten Ferienwochen, als das wissenschaftliche Leben bereits wieder zu plätschern begann, schlug Köster beim Morgenkaffee eine eben eingetroffene Fachzeitschrift auf und gedachte aus sicherer Entfernung ein wenig in ihr zu blättern. Eben stellte Brigitte eine frische Honigwabe auf den Tisch. Köster leckte seinen Bart glatt, löffelte ein gutes Stück Wabe ab und blickte behaglich in die Zeitschrift. Aber plötzlich hielt er inne, sah Brigitte wütend an und rief: „So ein Saukerl!“ Der Honig tropfte in langen Tränen auf seine Weste, aber er merkte es nicht, sondern packte Brigitte an der Schürze und rief: „Wie heißt ein Mensch, der stiehlt!“

„O Gott, die Weste“, rief Brigitte.

„Wie der heißt!“

„Ich glaube, ein Dieb!“ jammerte Brigitte. „Gleich bringe ich heißes Wasser!“

„Ich glaube auch“, sagte Köster, „Wasser hilft da nicht.“

Die Lust am Frühstück war ihm vergangen. Er lief mit der Zeitschrift und dem Löffel in der Hand an seinen Schreibtisch und las laut: „Ueber den vermutlichen Inhalt der vermeintlich unwiderstehlichen Gnade des hypothetischen Antonius. Von Gerhard Bründel.“

Köster ging auf und ab und dirigierte mit dem Löffel, den er immer noch unbewußt in der Hand hielt, unverständliche lange Sätze. Dann aber blieb er stehen, fuhr mit beiden Armen waagerecht durch die Luft und lächelte: „Die Welt?“

Nein, danke, ich bin mit allem versehen. Was meinst du, Antonius: tun wir uns nicht Schaden an der Seele, wenn wir zugeben, bemaust zu sein?"

Das gleiche Fest lag zur gleichen Stunde neben zwei anderen Kaffeetassen: neben der Bründelschen in Ueberlingen und neben der Milchbäfschen in Immenstaad. Bründel war beim Lesen seiner Publikation auch nicht recht nach Frühstück zumute. Er sah im Geist über den ganzen Erdball hin die Köpfe der Sachgenossen über seinen Artikel gebeugt, hörte sie flüstern: „Der Tausend, dieser Bründel!“, und sah hoch über diesen Gelehrten, seinen Kollegen Köster, mächtig durch den Raum schreiten — aber der hatte eine Art Toga an, sein Bauch war weg, ausgedörzt ging er hin und drohte mit der Faust, der Staub der Wüste fliehte unter seinen Sandalen, Kösters Erscheinung verschmolz mit dem Bild des Komaten. — „Köster von Roma“, ächzte Bründel, „bist du böse, weil ich dir zuvorkam?“ Bründel fragte sich laut im Bart, las wieder ein paar seiner Sätze, murmelte: „Nicht übel geschrieben“ und zog fröstelnd seinen Gehrock zusammen.

Milchbäl las auch, aber den fror nicht — der geriet in Hitze: „Wie kommt dieser Bründel zu so was! Wo hat der Kerl die Idee her! Was steckt etwa noch dahinter!“

Gleichzeitig wurde dem Ueberlinger zu kalt und dem Immenstaader zu warm. Sie sprangen beide an ihrem Ort auf, schnappten nach frischer Luft und liefen den Seeweg entlang: Bründel nach Ausgang, Milchbäl nach Untergang. Ungefähr in der Mitte aber zwischen Ueberlingen und Immenstaad liegt Meersburg, oben auf der Höhe über Meersburg lag der Kodex, und unterhalb des Kodex blieb Milchbäl stehen, sah den Weg entlang, wischte den Schweiß von der Stirne und nickte: „Wahrhaftig, er ist's! Was mir da entgegenkommt, das ist der Bründel!“

„Ja, Kollege!“ rief Bründel und griff nach Milchbäls runder, weicher Hand. Antonius, der Erfinder des Einsiedlertums, sah diesen Handschlag nicht. Der erste der Eremiten lag tief in Asiens Ruhe und hat zu seinen Lebzeiten schwerlich voraussehen können, daß zwei Sachgenossen von ihm nach so vielen hundert Jahren an einem sonnigen See oben im Nordreich ungefrühstückt und schweißgebadet seinethalben aufs schwerste aus dem Gleichgewicht der gelehrten Einsiedelei gerieten.

„Wo ist der Kodex, Bründel?“

„Welcher Kodex, Milchbäl?“

„Sie deuten seine Existenz an.“

„Ich? Kollege, ich sagte nur . . .“

„Daß zweifellos ein unbekannter Satz bestehe . . .“

„Welcher Satz denn, lieber Milchbäl?“

„Ja eben, teurer Freund, welcher?“

„Ach, mein lieber Milchbäl, wieviel richtige Lösungen erlaubt doch ein so tiefer Autor wie der Antonius!“

„Um, aber zugrunde kann nur ein richtiger Satz liegen. Sagen Sie, Verehrtester, ist das nicht ein herrlicher Oktobermorgen? Wandern wir doch ein Stück am See entlang. Vielleicht machen Sie mir sogar die Freude, in meinem nahen Garten die wertvolle Unterhaltung mit Ihnen fortzusetzen?“

Bründel blickte hinter sich. Das soll der Mensch nicht tun. Hinter ihm, in Ueberlingen, lag auf seinem Schreibtisch die verdammte Feder, mit der er seine Publikation geschrieben hatte. Bründel sah über sich: um Gottes willen, da lag der Kodex selbst, Antonius saß darauf, hatte wieder einen Bauch und grinste, als ob er der alte Köster wäre. Und Bründel sagte dumpf: „Zu Ihnen, Kollege.“

Milchbäl war wohlhabend von Natur, und sein Anwesen bot einen angenehmen Aufenthalt. Sie gingen stundenlang auf den verschlungenen Wegen des Gartens und des Kodex spazieren. Anfangs kam es vor, daß sie in der

Erregung des Gespräches in die Staudenrabatten traten, zuletzt trat Bründel aus Versehen in den Kodex, und Milchbäl blieb stehen und sagte: „Aha!“ Nach Tisch wandelten sie ruhiger nebeneinander her, und nach dem Kaffee saß Bründel in der Laube wie ein Mann, dem man einen hohlen Zahn gezogen hatte: befreit und vernichtet zugleich. Milchbäl trommelte mit dem Bleistift leise auf einem Blatt Papier und lächelte: „Ein bedeutender Satz. In der Tat, Bründel, ein großer Satz. Zweifellos echt. Ich will keineswegs mit der Frage in Sie dringen, wo Sie ihn herhaben. Genug, daß er da ist. Dieser Antonius! Ein hübscher, ein ungemein bearbeitbarer Satz: Askeze ergreift nur soviel Ewigkeit, als sie Materie begriffen hat. Ich bin Ihnen recht verbunden, Hochverehrter und Lieber, daß Sie mir diesen Spruch des Komaten verraten haben.“

* * *

Die Semesterferien waren zu Ende, und Brigitte trug den leichten Koffer ihres Herrn auf den Hausflur.

„Die beiden Pakete behalte ich lieber bei mir“, sagte Köster und begab sich zu einem Abschiedsschlud in seine Krypta. Das große Paket enthielt den Kodex und das kleine die Köstersche Abhandlung über den Fund des Pergamentes und seinen Inhalt. Er wollte die wohlverpackten Schriften eben auf ein Faß legen und nach seinem Steinkännchen greifen, als er Milchbäl oben rufen hörte: „Nur auf ein kurzes Wort, Herr Kollege. Sind Sie im Keller?“

„Wie Gott will“, seufzte Köster, „kommen Sie herunter.“ Schnell klappte er die Holzbank hoch und legte den Kodex in die Kiste. „Der tüchtige Milchbäl soll mich nicht nach dem Inhalt dieses auffälligen Paketes fragen. Hat es der Antonius fünfzehnhundert Jahre hier drin ausgehalten, werden ihm die letzten fünf Minuten nicht mehr weh tun.“

„Hier lege ich“, sagte der eintretende Milchbäl, „noch rasch eine Frucht meiner letzten Ferienwochen in Ihre Hand.“

Wenn der Privatdozent gehofft hatte, daß dem alten Schwartenmacher, seinem lieben Ordinarius Köster, diese Frucht den Magen beschweren werde, so hatte er sich nicht verrechnet.

Köster las den Titel, bekam runde Augen, überflog einige Abschnitte, las den Schlußsatz, sah Milchbäl ratlos an und setzte sich schließlich sprachlos auf seine restaurierte Sockelbank.

„Ja, ja“, dachte Milchbäl.

Köster saß nun wieder auf dem Kodex des Antonius — freilich nunmehr als ein wirklich Besizhender. Und zum zweitenmal in diesem alten Weinkeller drückte er, keines Wortes mächtig, ein Schriftstück an seine Brust. Aber diesmal war es kein Antonius, sondern ein Milchbäl.

Milchbäl lächelte.

Köster lächelte auch. Dann lachte Köster. Nicht wie vor Monaten, mit dem Antonius an der Brust, still und selig „hohoho“, sondern mit dem Milchbäl am Busen, schallend und bitter wie ein Schmierentragsöde im vierten Akt. Milchbäl stuzte: „Worüber lachst denn der Kerl!“ Aber Köster schien Milchbäls Gegenwart vergessen zu haben. Er ging schnellen Schrittes im Keller auf und ab, hieb zuweilen mit der zu einer Rolle gedrehten Milchbälschen Abhandlung auf ein Faß und sagte stoßweise zu sich selbst: „Großartig, Milchbäl. Antonius, das kannst du bei all deinem Eremitentum nicht gewollt haben! Sei ruhig, alter Komate, ich passe schon auf und bringe dich wieder an deinen Ort und in dich.“

Einmal blieb er vor Milchbäl stehen, blinzelte ihn an und kitzelte ihn sogar unterm Kinn, jodaß Milchbäl hervorstieß: „Serr!“

„Nein, Milchbäl, die Wissenschaft in Ehren, aber ich und der Antonius haben auch noch Ansprüche zu stellen. Milchbälchen, tun Sie Ihrem alten Ordinarius die Liebe und schicken Sie heute noch nach unserem lieben Bründel. Ich sah ihn lange nicht. Schicken Sie ihm einen Hahn, einen richtigen Hühnerhahn, Lieber, und lassen Sie sagen, diesen Hahn wären Antonius und ich dem Asklepios schuldig. Halt, Freund, vergessen Sie nicht, den Hahn vorher daraufhin zu prüfen, ob das Aas auch krähen kann. Hören Sie? Er muß nämlich krähen können wie der Hahn des Petrus im Evangelium. Und daß Ihr beide dieses Hähnchen dem Asklepios nicht etwa schlachtet, ehe es dreimal gekräht hat!“

Jetzt wurde dem Milchbäl die Lage ebenso klar wie seinerzeit der Brigitte, und er murmelte: Besaust sich der alte Salunke da ganz still für sich in seinem Kellerloch hier unten! Ja, so ein alter Ordinarius an der Pensionsgrenze. Laut sprach er: „Den Hahn zur Feier der Genesung des Antonius besorge ich. Aber auch Ihnen wünsche ich recht gute Besserung, Herr Professor.“

„Danke schön, Milchbäl. Ich kann sie gebrauchen. Aber vor allem müssen wir dem Vater Antonius beispringen.“

„Wir sind ja mitten im Sprung! Bründel und ich haben über ihn geschrieben.“

„Das habt ihr. Und so seid ihr. Aber wie ist das denn mit so einem Riesenklerl wie dem Antonius? Der wohnt irgendwo in Kleinasien, die Sonne scheint, er sieht so da, schneidet sich die Fingernägel — und hat plötzlich eine Idee!! Milchbäl, was tun Sie, wenn Sie eine Idee haben?“

„Ich schreibe sie auf und gebe eine Abhandlung heraus.“

„Sehn Sie, Milchbäl, Sie sind ein ehrlicher Mann. Ich habe Sie immer dafür gehalten. Ganz richtig: Sie schreiben darüber. Was tut aber so einer wie Antonius, he?“

„Vermutlich hat er darüber in der Gemeinde geredet.“

„Natürlich in der Gemeinde! Der Teufel soll euch holen! Wissen Sie, Mensch, was der Antonius tat, als ihm die Idee des Einsiedelns kam? Der ließ sein Haus stehn und seinen Esel, seinen Geldbeutel und sein Weib und ging im Hemde in die Wüste und lebte seine Idee. Verstehn Sie mich, Milchbäl? Der lebte die Idee erst einmal durch von Anfang bis zu Ende, lebte sie mit seinem Leibe. Und dann, am bitteren Ende, wußte er erst, ob seine Idee Leib und Leben wert und Gottes ist. Ihr aber schreibt, schmiert, redet und wartet, bis ein Dummer kommt, der euern Schmierkram lebt.“

„O, die Welt ist eine andere geworden“, lächelte Milchbäl. „Uns stehen keine geographischen Wüsten mehr zur Verfügung. Wir haben leider nur noch geistige. In unserem Gehirn leben wir unsere Ideen durch. Und wahrhaftig! Der Gedanke kann eine verzehrende Gewalt haben. Er macht uns vielleicht nicht weniger leiden als das bloß wirkliche Wüstenelend die alten Kirchenväter.“

„Ach, ihr Schwindelmeier“, sagte Köster. „Ich müßte mich doch sehr täuschen, wenn sich die Ideen, die ihr in Bewegung setzt, nicht in einem pensionsberechtigten Dasein bewegten. Die Welt ist ein andere — ein schönes Wort, Milchbäl. In der Tat: die Welt hat verstanden, für die Bewegung der Idee ein gefahrloses Dasein herzustellen. Da aber Leben ohne Gefahr nicht Leben ist, lebt ihr eigentlich gar nicht. Diese Welt hält nicht mehr lange. Sie hat keinen Saft mehr. Seht doch hin, was ihr zustande gebracht habt: eure Wissenschaft sperrt sich in eine Fachwelt ein, eure Kunst wirkt für einen Fachkreis, und eure Literatur beschäftigt nur noch Sachleute.“

„Die Tiefe des Erreichten ist der Masse nicht mehr erreichbar“, antwortete Milchbäl.

„Gute Nacht, Milchbäl. Wenn Sie ganz unten in der tiefsten Tiefe angekommen sind, dann finden Sie das Volk. Seien Sie ruhig, Sie werden es nicht finden. Ihr Sachstöpsel schwimmt immer oben. Mit den wirklichen Menschen, den Förstern, Barbieren, Soldaten, Bauern und Eisendrehern habt ihr gar nichts mehr zu tun.“

Milchbäl ging mit kurzem Gruße und dachte: „Wie rasch doch der Mensch altert. Vor drei Jahren noch hielt dieser alte Köster die feinst durchdachten Vorlesungen über das vierte Jahrhundert, und jetzt will er die Wissenschaft wie eine Jahrmarktbude im Leben aufschlagen.“

Die Tür schlug hinter ihm ins Schloß. Köster schreckte auf und sah, daß er allein war. Er erhob sich ein wenig vom Sitz und setzte sich mit einem Ruck wieder hin, wie ein Reiter, der vor einem scharfen Ritt Sattel und Bügel probiert: „Nein, Köster, das tußt du deinem Antonius nicht an. Die Bank hält. Ein, zwei Generationen muß er noch liegen. Wenn die Sachmänner ausgestorben sind und die Welt erst wieder von Menschen bewohnt ist, darf er ans Licht. Gute Nacht, Antonius. Schlafe noch eine Weile.“

Köster hatte nicht Weib noch Kind, aber er verstand dennoch, die Seinen wohl zu betten und auch den Mann zu finden, der eine zuverlässige Ruhstatt schaffen konnte. Dieser Mann hieß Schottel und war Maurer. Köster zog ihn am Ärmel in die Nische: „Meister, Sie wissen, was ein Abendtrunk in Ruhe bedeuten will.“ Schottel schmunzelte. „Also“, fuhr Köster fort, „hier sitz' ich am Abend. Sehen Sie sich mal hin.“

Schottel setzte sich und sah den Professor erwartungsvoll an.

„Merken Sie was?“ fragte Köster.

Schottel rutschte hin und her und probierte den Sitz: „Ähm, es geht. Ein bißchen steif wird man im Kreuz, wenn's lange dauert.“

„Wohl gesprochen, Meister. Ein steifes Kreuz kriegt man. Wissen Sie, Schottel, Steifigkeit ist der Anfang von Totenstarre. Die kommt von unten. Aus dem Kasten da zieht sie hoch. 'S liegt einer drin.“

Schottel sah den Professor von unten herauf an.

„Ein Toter“, sagte Köster.

Schottel stand auf und guckte nun den Sockel an: „Richtig tot?“

„Ähm — nun, sagen wir“, antwortete Köster, „einer, der vor der Zeit aufstehn will.“

Der Maurer nahm eine Priße: „Ne, Ordnung muß sein. Tot ist gut. Lebendig ist gut. Aber mal so und mal so, das taugt nicht. Herr Professor, die alten Häuser hierherum sind nicht geheuer. Und nun schon Ihres! Hier liegt mancher alte Bursche drunter.“

„Das sage ich ja! Maure's zu!“ rief Köster.

Schottel mauerte, und er mauerte gut. Der geschnitzte Sockelsitz verschwand hinter dem Gemäuer. Bald sah der untere Teil der Nische aus wie ein massiver Steinblock. Eine Stufe vor diesem Sockelblock glich die Erhöhung aus, eichene Bohlen gaben eine einwandfreie Sitzfläche, und eine Rückenlehne erlaubte ein unbedrückteres Ruhen und Trinken als der alte geschnitzte Sockel je hatte bieten können. Köster war sehr glücklich und winkte Brigitte heran, die eben in den Keller kam und sagte: „Werde alt, Brigitte, und du wirßt alles. Sieh mich an. Ich wache als Hinterbliebener über der unwidderstehlichen Gnade. Ja, Brigitte, ich bleibe bis zur Auferstehung hier sitzen.“

„Recht, bleiben Sie nur ruhig sitzen, Herr Professor“, sagte Brigitte, „ich schicke ihn herunter. Aus der Abreise wird heute doch nichts. Herr Professor Bründel ist nämlich gekommen.“

„Bis zur Auferstehung! Hörst du?“ rief Köster hinter ihr her.

„Da müssen Sie einen langen Atem haben“, sprach Bründel, der eben eintrat — ein wenig verlegen, aber doch froh, nach all der Zeit und ihren Ereignissen eine unvermutet leichte Anknüpfung gefunden zu haben. „Wenn Sie nämlich bis zur Auferstehung warten wollen, meine ich. . . .“

„Was sollen Tote Besseres tun, Bründel?“

„Nun, wir leben“, antwortete Bründel, aber er sagte es etwas zaghaft. Ihm war nicht recht geheuer.

„Sie sagten das schon einmal. Beweisen Sie es“, sprach Köster.

„Aber, Kollege, sind Sie denn noch immer böse auf mich?“

„Böse?“

„Wegen des Antonius, Köster.“

„Wegen was für einem Antonius?“

„Na, wegen unseres Kodex doch, lieber Köster.“

„Wovon reden Sie denn, lieber Bründel?“

„Donnerschock, von der unwiderstehlichen Gnade, die wir hier gefunden haben. Ich fand sie doch mit. Lieber alter Köster, ich war's doch, der auf die Idee mit dem Mauselloch kam. Das Mauselloch war ja die eigentliche Ursache. Und da dachte ich: warum soll ich nicht auch darüber schreiben?“

„Mensch, Sie haben über ein Mauselloch geschrieben!“

„Ueber die verdammte Gnade, Köster! Lassen Sie die Späße.“

„Na, Bründel, an einer verdammten Gnade ist nichts spaßhaft.“

„Nein, Köster. Gar nichts. Aber ich fand den Kodex doch nun einmal mit.“

„Sie haben einen Kodex gefunden?“

„Der Teufel soll Sie holen, Kollege. Hier in Ihrer geschnittenen Bank fanden wir ihn.“ — Bründel schwieg plötzlich still, saß in Kniebeuge vor dem Mauerstisch und starrte den Steinkloß an. Köster ging auch in Kniebeuge und guckte mit.

„Köster?“ sagte Bründel leise.

„Ja, Bründel?“

„Hier war doch ein gotischer Sockelsitz, dahinter ein Mauselloch, und in dem Sockel war die Gnade.“

„Hören Sie mal“, sprach Köster, „Sie reden seltsame Sachen: Gotik, Mauselloch und Gnade — nein, Bründel, bei aller Freundschaft. . . .“

„Aber Gott im Himmel!“ schrie Bründel, „bin ich denn wahnsinnig?“

Köster erhob sich und richtete auch Bründel auf, klopfte ihm begütigend auf die Schulter und sagte: „Freund, ich bin schuld, ich hätte Ihnen den Frischgegotenen nicht vorsetzen sollen. Der ist nichts für einen Historiker Ihrer Art. Leute wie Sie müssen einen ruhigen, ernsten Wein zu sich nehmen.“

Bründel stand steif in der Mitte der Krypta, sah Köster groß an und sagte: „Professor Köster, habe ich hier die unwiderstehliche Gnade des Antonius in der Hand gehabt, oder habe ich sie nicht in der Hand gehabt?“

Köster sah den anderen ebenso ruhig an und sagte ernst: „Glauben Sie einem alten Menschenkenner wie ich bin, Bründel — unwiderstehlich kann die Gnade nicht gewesen sein, die Sie hier gefunden haben wollen. Sie haben geträumt, Mann.“

★

Jahre sind seit diesem Gespräch vergangen. Milchbäl ist längst ein berühmter Gelehrter geworden — die äußerste Spitze seiner Fachpyramide. Jede ausgehende Sonne grüßt ihn zuerst, und die untergehende sieht er am längsten hinabsinken. Nur das Verschwinden Bründels aus der gelehrten Welt zu beobachten war ihm nicht vergönnt: Bründel erlosch unerklärbar plötzlich. Köster saß noch oft auf

seinem soliden Steinsitz, schwenkte sein Weinkännchen, sah das feste Gewölbe über ihm im bewegten Spiegel schwankend stürzen und sagte: „Nicht die Welt. Nein, danke. Ich bin mit allem versehen.“

Aber Antonius, der doch so fern vom Bodensee in Asiens Ruhe lag, mußte ihn verstanden haben: er stand nicht wieder auf, sondern blieb friedlich im ewigen Sande der Wüste liegen und hat wohl seinem Kollegen Köster verziehen, daß der eine Satz — gerade der, in welchem Antonius das durch Asiese erreichbare Maß von Ewigkeit den Menschen verraten hat — durch Kösters Unvorsichtigkeit in die Wanderdünen der Sachwelt geriet und dort zermahlen und verblasen wurde.

Paul Fechter

Was fangen wir mit den Dichtern an?

Die Frage hat immer die Völker beschäftigt. Schon Plato mußte sich mit ihr herum-schlagen und versuchte, sie schließlich etwas gewaltsam dadurch zu lösen, daß er die unbequemen Herrschaften überhaupt aus seinem Staat hinauswarf. Der neue Rationalismus ist erheblich milder, schätzt vielleicht die Wirkungsmöglichkeiten der süßlichen Muse, wie Plato sich etwas rauh ausdrückt, geringer ein: er behält auch die aus den Worten Lebenden in seinen Vereichen und versucht nur, Formen der Bindung und Einordnung zu finden, mit deren Hilfe diese von Natur aus meist asozialen Elemente in die Welt der neuen Gemeinsamkeit hineinbezogen werden können.

Der preußische Kulturminister Doktor Rust hat vor kurzem der preußischen Dichters-akademie das langerwartete neue Gesicht gegeben, indem er die Namen der von ihm in dieses repräsentative Gremium berufenen Männer und Frauen bekanntgab. Die negative Neuordnung hatte sich bereits Wochen vorher in aller Stille vollzogen: man hatte den bisherigen Mitgliedern der Akademie ein Schriftstück vorgelegt, das so etwas wie ein Bekenntnis zu der durch die Umwälzung geschaffenen neuen Lage und die Versicherung des guten Willens zur Mitarbeit enthielt, und hatte dem Einzelnen die Unterzeichnung anheimgestellt. Diesenigen, die nicht die Möglichkeit sahen, diesen Anschluß an die neuen Gegebenheiten zu vollziehen, verzichteten mit der Unterschrift ihrerseits auf die weitere Zugehörigkeit zur Akademie. Man vermied so die Peinlichkeit eines Ausschlusses von oben her und ließ jedem Einzelnen die Freiheit des Entschlusses. Eine ganze Reihe von Männern und Frauen der Linken hat denn auch von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Unter diesen Ausgeschiedenen befindet sich, man muß sagen leider, auch Thomas Mann. Man konnte in den letzten Jahren innenpolitisch sehr viel gegen seine Haltung zu dem Aufstieg des neuen Rationalismus einwenden; er hat eine Menge außerordentlich törichter und peinlicher Anmerkungen zu Vorgängen gemacht, die er nicht mehr verstand, welche die Nation völlig anders ansehen mußte, als er das von seinen demokratisch-zivilisatorischen Idealen her vermochte. Man darf aber erstens politische Äußerungen eines Mannes, der berufsmäßig mit Worten arbeitet, wirklich nicht tragischer nehmen als seine dichterischen Äußerungen, die auch keinen Anspruch auf Deckung mit der Wirklichkeit erheben können — und außenpolitisch war der Nobelpreisträger Thomas Mann zu weit sichtbar, als daß sein Ausscheiden nicht im Interesse gerade der neuen Nation zu bedauern wäre. Die preußische Dichtersakademie wird sicherlich auch ohne ihn fortleben; sie hätte aber, wäre er geblieben, für das Ausland einen großen, schönen, weithin sichtbaren Wimpel mehr gehabt als jetzt — und eine große, mit dem Erzähler Thomas Mann gegebene Propagandamöglichkeit auch für sich als Gesamtheit nutzen können.

Unter den Männern, die Kulturminister Rust neu in die Akademie berufen hat, sind manche, die längst in diese repräsentative Körperschaft der Geistigen gehört hätten.

Paul Ernst, den ein tragisches Geschick wenige Tage später plötzlich dahintrassete, und Hans Grimm hätte eine national bewußtere und klügere Akademie der Dichtung längst freiwillig zu den Ihrigen hinzuholen müssen, und daß Emil Strauß, Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer, die vor ein paar Jahren von sich aus die Mitgliedschaft niederlegten, vom preussischen Ministerium berufen, wiederkehren, ist ebenfalls zu begrüßen, vor allem im Falle Emil Strauß. Daß man Peter Dörfler und Agnes Niegel, Hans Friedrich Blund und Will Vesper holte, war ein Akt der Billigkeit, und Hanns Johst und Werner Beumelburg haben sich durch ihre Arbeit am Volk ebenfalls längst das Recht auf Anerkennung erworben. Die einzigen Fragen, die sich noch erheben, sind die: wer soll jetzt diesem ersten Vortrupp von Dichtern noch weiter folgen, und ferner: sollen die weiteren Mitglieder der Akademie ebenfalls von obenher ernannt oder durch freie Wahl der jetzt bereits der Akademie angehörnden Dichter berufen werden? Und schließlich und endlich als wichtigste Frage: wenn man nun einen solchen zuverlässigen und wertvollen Stamm von Männern zusammen hat, welche die verschiedenen Provinzen der deutschen Dichtung und des deutschen geistigen Daseins betreuen: was soll man dann mit ihnen machen? Was fangen wir mit den Dichtern an? Welche Aufgaben stellen, unterbreiten wir ihnen?

Die erste Frage ist die einfachste. Es gibt im weiten Bereich der deutschen Sprache noch eine ganze Reihe von Männern und Frauen, die auf Grund dessen, was sie geleistet haben, Anspruch auf die Zugehörigkeit zur Preussischen Dichterakademie erheben dürfen, die schon in ihrer heutigen Zusammensetzung eine Vorstufe für die sicher einmal kommende Deutsche Akademie der Dichtung ist. Es gibt auf protestantischer wie auf katholischer Seite eine Menge wertvoller und wichtiger Menschen, die zur Welt der deutschen Dichtung gehören — und das Preussische Kultusministerium ist sicherlich im Besitz mehr als einer Liste, so daß die Arbeit hier höchstens noch im Streichen, nicht im Suchen von Namen besteht. Wichtiger schon ist das zweite Problem: soll auch dieser weitere Dichterschub wieder von oben erfolgen, durch Ernennung von seiten des Ministers — oder soll man die Akademie souverän, selbständig machen, ihr das Recht geben, aus eigener Wahl und Ueberzeugung sich zu ergänzen? Das Führerprinzip spricht auf der einen Seite für das Beibehalten der staatlichen Autorität, auf der anderen aber energisch für die rasche Gewährung der Selbständigkeit gerade auf diesem Gebiet.

Denn darüber muß man sich klar sein: soll eine Akademie der Dichtung überhaupt einen Sinn haben, so muß sie auf der Selbstverantwortlichkeit ihrer einzelnen Mitglieder sowohl wie der ganzen Körperschaft gegründet sein. Es gibt für dichtende Menschen in ihrer Arbeit nur eine wirkliche Qualität: das ist ihre Selbständigkeit, ihre Unabhängigkeit von Führern und Vorbildern. Was anderswo eine Tugend, Gehorsam und Unterordnung unter den Willen eines Führers, wird hier nicht nur Sünde gegen den heiligen Geist der eigenen Berufung, sondern Unmöglichkeit. Daß es überdies leichter ist, einen Saß voll Glöhe in Reih und Glied auszurichten, als auch nur ein halbes Duzend Dichter zu gegenseitiger Anerkennung und zur Friedlichkeit zu bringen, weiß schon beinahe jedes Kind. Plato, der dies schon vor mehr als 2000 Jahren erkannte und den gefährlichen Menschen keine Möglichkeit geben wollte, in seinem Staat auf Grund dieser seelischen Voraussetzungen Unfug anzurichten, war konsequent: er warf die Dichter hinaus. Das ist der einzige Weg, der gangbar bleibt, wenn man die Führung wirklich über die Dichter setzen will. Wünscht man sie im Staat zu behalten, so muß man sie sich überlassen: denn das selbständige Gewissen ist die einzige Sonne ihres Sittentags, der sich obendrein bei ihnen mit dem Tag ihrer dichterischen Arbeit deckt. Ein unselbständiger Dichter ist kein Dichter — und einer, der einen andern als nur sich für den einzig möglichen Führer einer Akademie hält, ebenfalls nicht.

Man kann der Akademie und ihren Mitgliedern diese Freiheit jetzt auch ohne Bedenken gewähren. Die Gefahr, daß Torheiten begangen, Beschlüsse gefaßt werden, die der politischen Würde des Landes und seiner geistigen Vertretung widersprechen, besteht schon bei der heutigen Zusammensetzung nicht mehr. Es ist auch so gut wie ausgeschlossen, daß durch die heutigen Mitglieder Männer hinzugewählt werden, die nicht in eine Akademie der neuen Nation hineingehören. Infolgedessen wäre es politisch, auch nach außen hin, das klügste, der Akademie Autonomie zu geben, nicht nur das Recht, sondern sogar die Verpflichtung zuzuschreiben, zu allen wichtigen Fragen des geistigen und realen

Lebens des Landes ihre Stimme frei und unbeeinflusst zu erheben. Die deutsche Dichtung, die das neue Regiment mit uns als die wesentliche und eigentliche der Nation ansieht, hat lange im Schatten stehen müssen: hier bietet sich eine Gelegenheit, ihr die Möglichkeit zu geben, auch nach außen hin als die freie Stimme des Landes vernehmbar zu werden. Wir müssen ja für einen großen Teil dieser Männer und Frauen mit der Tatsache rechnen, daß ihr Ruf dank einer falsch orientierenden Kritik bisher kaum nach draußen gedungen ist; selbst die bloße Kenntnis der Namen, geschweige denn der Werke werden wir im Ausland erst mühsam erkämpfen müssen, und selbst im Inland ist es nicht viel anders. Je mehr die neue Akademie in der Öffentlichkeit des nationalen Lebens hervortritt, je mehr sie Stimme des Landes wird, auf die man auch jenseits der Grenzen hört, desto leichter wird es der Kritik gemacht, Gestalt und Werk dieser Dichter ebenfalls weiter hin sichtbar zu machen als das bisher möglich war.

Von hier aus gesehen, bekommen die Aufgaben, die der Staat der neuen Akademie stellen muß, ebenfalls eine besondere Wichtigkeit: auch sie können Gelegenheit geben, den wirklichen Vertretern der deutschen Dichtung die ihnen im Lande und in der Welt gebührende Stellung zu verschaffen. Die Frage: was fangen wir mit den Dichtern an? muß von vornherein auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und beantwortet werden: wo bieten sich Betätigungsmöglichkeiten, durch die deutsche Dichter nicht nur beschäftigt und dementsprechend bezoldet werden können, sondern durch die sie in Verbindung mit der Welt gebracht werden, so daß sie die Welt sehen und die Welt sie sieht, und daß sie in die Lage kommen, nicht nur auf ihr Land, sondern was mindestens ebenso wichtig ist, auf die Welt zu wirken.

Früher pflegte man die Stellung eines Sekretärs der Akademie als eine der wenigen Dichterpfründen des Landes zu betrachten. Man soll diesen Posten auch heute nicht misachten: in den Händen des rechten Mannes, der lebendig die Möglichkeiten und Wirkungskräfte der Akademie für das Land zu sehen und zu nutzen weiß, kann es ein wichtiges Amt nicht nur für den Dichter und die Dichtervereinigung, sondern für das Ganze werden. Es gibt aber noch weitere Verwendungsmöglichkeiten für diese Einzeltätigkeiten, von denen aus man ihnen mehr und aktivere Beziehungen zur Allgemeinheit verschaffen kann, als es ihre Werke allein vermögen. Es wäre zum Beispiel durchaus denkbar, daß man diejenigen Männer der Dichtung, die über Vortragsgfähigkeiten verfügen, an deutsche Universitäten zur Neubelebung der Germanistik holt. Unsere bisherige Germanistik hat die frühere Beziehung zum Lebendigen, die etwa bis zum Tode Erich Schmidts dauerte, langsam eingebüßt: sie ist mehr und mehr rein historische und sprachgeschichtliche Disziplin geworden, mußte es bei der ständig wachsenden Masse des zu bearbeitenden Materials auch werden. Die Dichtung und ihr Wesen sind darüber mehr und mehr in den Hintergrund getreten: von ihren wirklichen Wesenszügen, ihrer Gesetzmäßigkeit und Entstehung erfahren die jungen Menschen an den Universitäten sehr wenig, wenn sie nicht etwa das Glück haben, an einen Lehrer zu geraten, der wie Ernst Bertram Germanist und Dichter in einem ist. Hier könnte man eine ausgezeichnete Ergänzung für den bisherigen einseitig gelehrten Betrieb schaffen, wenn man neben den Historikern der Dichtung jeweils einen aktiven schöpferischen Menschen stellte, der die Vergangenheit durch die Gegenwart, das Wissen um die äußeren durch das um die inneren Vorgänge und Erfahrungen ergänzen könnte. Es wäre sehr reizvoll, wenn man beispielsweise dem Sprüher Will Vesper, der ein sehr feiner, nobler Dichter und daneben ein ausgezeichnete Kenner der lebendig gebliebenen deutschen Lyrik ist, den Auftrag gäbe, an einer der großen deutschen Universitäten einmal über sein spezielles Arbeitsgebiet zu lesen, wenn man Hans Friedrich Blunck in gleicher Weise den Roman behandeln ließe, ein paar Dramatiker, die von verschiedenen Seiten herkommen, aus den Erfahrungen des lebendigen Schaffens das Wesen des Dramas erörtern ließe. Sie werden es ja alle nicht sehr lange tun; je wertvoller sie als Dichter sind, desto eher werden sie eine Wut auf diese Nebenbeschäftigung bekommen. Aber dem einen oder dem andern würde es doch Spaß bereiten, und die Universitäten und die Studenten hätten ebenfalls ihren Nutzen davon. Für das Fernhalten des Dilettantismus sorgte der historische Germanist, für das Fernhalten der Langeweile der Dichter.

Eine weitere Beschäftigung für die Dichter der Akademie — Will Vesper hat sich mit Energie für diesen Gedanken eingesetzt — wäre die Pflege des Nachwuchses und die

Sürsorge für ihn. Die Akademie müßte nicht bloß gelegentlich, sondern systematisch, berufsmäßig, kontrollieren, was an Arbeiten junger Menschen neu erscheint, müßte eine Stelle schaffen, an der auch das Lebendig-Gute aus dem Ungedruckten erfaßt und weitergeleitet wird. Sie müßte das Verfügungsrecht über einige Mittel bekommen, um jungen Menschen mit Begabung vor allem den für die deutschen Dichter absolut unerläßlichen Einblick in die Welt außerhalb der Reichsgrenzen zu ermöglichen, die schon fast tragische Beschränktheit des Deutschen nur auf das innere und innerpolitische Blickfeld endlich etwas mehr zu beseitigen durch ein Kennenlernen des Draußen schon in jungen Jahren. Sie müßte — wieder ein Vorschlag Vespers — das Recht bekommen, geeignete junge Autoren dem Auswärtigen Amt zur Zuteilung an Gesandtschaften und Konsulate im Ausland zuzuweisen, damit wir endlich wesentliche Vertreter des deutschen Schrifttums heranziehen, für welche die Welt draußen nicht nur eine snobistische Reisesensation wie für die bisherigen Autoren ist, sondern eine Selbstverständlichkeit und ein Stück Wirklichkeit, das ebenso zu unserer deutschen Realität in Beziehung steht wie der Kirchturm des Nachbardorfs. Die Akademie müßte, so ausgebaut durch Hinzuziehung nicht nur von Dichtern und Schriftstellern, sondern von wissenschaftlichen Menschen verwandter Gebiete, die das europäische und außereuropäische Leben aus Studium und eigener Erfahrung kennen, das kulturelle Zentrum werden, das mit den geschliffensten und geistig schärfsten Waffen den Kampf für Deutschland vor allem auch draußen führen kann, wo wir heute so gut wie wehrlos sind. Heute haben wir Hans Grimm und Hans Friedrich Blund so ziemlich als die einzigen, die in der Lage sind, auch innerdeutsches Leben unter der großen Perspektive der Welt draußen zu sehen und zugleich in der Auslandswelt ein Wort mitzusprechen, auf das man dort hört: es ist aber ein schwerer Schwächezustand, wenn die geistigen Menschen eines Landes, wie es heute fast durchgängig bei uns der Fall ist, Gewicht nur im eigenen Lande haben, also daß der Klang ihrer Stimme schon an den Landesgrenzen machtlos verhallt und in der Welt kaum noch vernommen wird.

Hier liegt eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Akademie: hier kann man mit den deutschen Dichtern — sofern sie sich dazu eignen — eine ganze Menge anfangen. Worauf es ankommt, ist dies: daß die Akademie und die leitenden Stellen in ihr mit Männern besetzt werden, denen die Wichtigkeit dieser Aufgaben schon ins lebendige Bewußtsein gedrungen ist, die diese Dichtervereinigung nicht nur als ein Instrument zur Steigerung des eigenen Ruhms, als eine Art staatlichen Reklameapparats für die Werke der Mitglieder ansehen, sondern die erkannt haben, daß in ihm die Möglichkeit liegt, endlich einmal die geistigen Kräfte des Staates zu wirksamen Waffen im deutschen Kampf ums Dasein in der Welt zu schmieden und diesen Waffen auch die nötige Wucht und Wirksamkeit zu verleihen. An diesem Punkt beginnt nämlich das Dasein der Akademie und eigentlich auch das der Dichter überhaupt erst sinnvoll zu werden.

Bernhard Herrmann

Aufbau des Berliner Theaters

Wenn ich in Folgendem versuchen werde, über den Aufbau der Theater im Allgemeinen und der Berliner Theater im Besonderen zu sprechen, so scheint es mir unerläßlich, zuvor einiges über die Geschehnisse der Vergangenheit zu sagen, die das Theater in die traurige Lage gebracht haben, einen Aufbau zu benötigen. Wie konnte dieser stolze Tempel deutscher Kultur so kläglich zusammenfallen, und gibt es heute eine Hoffnung, ihn sicher gebaut wiedererstehen zu sehen?

Von 1900 bis 1914 hatte in rascher Folge, entsprechend der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, eine strahlende Blütezeit des Theaters eingesetzt, welche die Theater und die Schauspielererschaft über Hauptstadt und Land in ihrer Existenz rechtfertigte und

stabilisierte. So weit, daß sie die vier Kriegsjahre trotz einer enormen Senkung an Sagen, Einnahmen, Neu-Investierungen einerseits und naturgemäßer Steigerung an Betriebschwierigkeiten aller Art andererseits, einigermaßen gesund überstanden.

Kun kam der Sezenabbath der Revolution, der selbstvernichtend mit dem wenigen Erstarrten das wunderbare Erbgut der Tradition als verächtlich auf den Kehricht legte. Die schlichten alten Begriffe von Anständigkeit und Ehre, die allerdings unerbittlich für sich einstehen und keine Auswege für psychologische Schwächen bieten, waren zunächst überhaupt verschwunden, dann als reaktionär verhöhnt, und „Oh Mensch“ schloß weich und quallig fließend „Oh Menschen“ in den Arm. Mütter liebten Söhne, Brüder komplexten Schwestern, Vaterland wurde Verbrechen (wie hätte man sonst die Revolution entschuldigen können?) und mit aufgerollten Zahnen der Völker- und Menschen-Versöhnung raste das Theater in die Inflation hinein. Hier verlor es nun wenigstens die letzten wertbeständigen Artikel an Treu und Glauben und solider Geschäftsführung. Und um 1926 stellte sich unter der Regierungsmehrheit der SPD ein Theater dar, das an Verworrenheit alle Möglichkeiten erfüllte. Der deutsche, der nationale Bühnensachmann hatte bei Seite zu stehen und mit gebundenen Händen und versiegeltem Mund zuzusehen, wie die deutschen Theater teils durch platte Unfähigkeit, teils durch eigensinnige Theaterfremdheit, teils aber auch durch bössartiges Wollen zerشلagen wurden. Man braucht da nur an die Kroll-Oper, das Schillertheater, die Grenztheater und die preußischen Hof- resp. Staats-Theater im Reich zu denken. Nur an die grotesken Inszenierungen berühmter Regisseure, die Vergewaltigung der Klassiker durch bolschewistische Spielleiter, die roten Lie bäugeleien der Hochbezahlten zu erinnern.

Der rechts stehende Bühnenmensch war lahmgelegt. Er wurde nur links gefragt. Die bewußte Politisierung des Theaters entschleierte sich immer offener, aber auch immer feiner und weitreichender wurden die Kanäle, durch welche das für die Ueberbildeten so süße Gift des Salon-Bolschewismus eindrang. Wenigen Bühnenleitern und Regisseuren ist es in diesem Zeitabschnitt gelungen, deutsche Kunst zu machen. Angefeindet, beschimpft, reaktionär genannt steckte dieses Fähnlein Aufrechter alle persönlichen Kränkungen, viel Vergewaltigung ihrer Arbeit ein in dem Gefühl, trotz allem etwas für die allein gute Sache zu tun und in der Hoffnung, wenn die nationale Erhebung, wenn rechts Recht ist, dann . . ! Es scheint aber fast so, daß die unentwegten Rechts-Befenner nun auch weiterhin im Schatten stehen sollen. Nur sehr vereinzelt findet man die treuen Kämpen an den Platz gestellt, der ihnen gebührt. Der deutsche Theatermann stand nach Ansicht der rot-schwarzen Regierung 14 Jahre lang viel zu viel rechts. Heute scheinen die Rechtser der letzten Jahre manchem jungen Feuerkopf nicht rechts genug zu stehen. Ob aber Theaterleiter, Regisseure und Schauspieler, die ihr schäbiges Kunstmäntelchen sorglich nach dem Wind hängen und unter jeder Regierung sich verwandeln wie Chamäleone, besser sind für die Sache als die Treuen der letzten 14 Jahre? Vorgestern schwarz, gestern weiß, heute rot und morgen schwarz-weiß-rot plus Hakenkreuz ist eine Beweglichkeit der Gesinnung, die erstaunlich ist, und manchen unwandelbaren Schwarz-Weiß-Roten in Scham rot werden läßt.

Damit aber ist die Gegenwart schon in ihrer heftigsten Mitte erreicht, und ich muß zurückgreifend nachholen, daß die oben erwähnte Politisierung des Theaters mit allem damit Zusammenhängenden an Wahl der Stücke, Regisseuren, Schauspielern und Bühnenbildern das Publikum mit einer erstaunlichen Folgerichtigkeit aus dem ernstesten Theater heraustrieb. Selbst Uebersteigerungen nach dem erschöpften Reiz des Neuen konnten den geplagten Menschen nicht mehr ins seriöse Theater locken. Er las seinen Leitartikel und seinen Bedarf an Nord morgens beim Frühstück in der Zeitung und speiste abends als Mitglied einer Organisation in einer Tauber-Pause sein Abendbrot aus der Papiertüte auf einem Platz für 3 Mark, für den sein Nachbar aus der Provinz 20 Mark gezahlt hatte.

Summarisch zusammenfassend läßt sich das Berliner Theater im Winter 1932/33 bezeichnen als aufgeteilt in zwei Gruppen: leere Häuser mit gegenwartsfremden, beziehungslosen Schauspielen, gestellt auf typisierte Stars und lieblos behandeltes Mittelgut; und einigermaßen volle Häuser mit Lustspiel und Operette, gestellt auf Stars mit und ohne Stimme und sonst Schlamperei. Die Oper muß in diesem Zusammenhang als sozusagen Einzelwesen unerörtert bleiben. Sie war, ist und wird immer sein ein durch Einnahmen nicht zu deckendes Zuschuß-Unternehmen, also eine Frage der Opferwilligkeit privater Liebhaber oder des finanziellen Kulturwillens einer Behörde, und fällt damit unter das bei subventionierten Theatern noch zu Sagende.

Ehe man nun an den organischen Neu-Aufbau mit seinen Bestandteilen Zuschauerraum und Bühne herangeht, ist eine Frage vorweg zu klären, und zwar die grundsätzliche: ist ein Theater, das auf einem Zuschuß aus öffentlichen Mitteln aufgebaut ist, lebensberechtigt? Diese Frage ist mit Ja zu beantworten in zwei Fällen, Grenztheater und Staatstheater. Alle anderen Fälle sind gegenwärtig und für die nächsten Jahre zu verneinen. Das gilt nach meiner Ueberzeugung auch für Stadttheater. Die Kommunen sind durchweg überschuldet, mit Wohlfahrtslasten mehr denn überhäuft und können derartige Gelbtausgaben nicht verantworten, zumal sie in vielen Fällen unnötig sind. Denn diese Theater, ohne Opernzwang (!) erfahrenen Leuten mit Steuerfreiheit in Pacht gegeben, werden sich als privatwirtschaftliche Betriebe durchaus halten können. Es wird sich dies Verfahren für die Städte immer noch billiger stellen als ein Zuschuß, der doch überschritten wird.

Die erhaltenden, werbenden und propagandistischen Gründe für Grenztheater liegen auf der Hand. Die Gründe zur Bejahung der Staatstheater sind tiefer gelagert. Primär ist wohl das rein politische Moment der Betonung des Staates in sich selbst, gewissermaßen die Selbstpropagierung, und dies aus der Hand zu geben würde nur Toren einfallen. Auch die Sozialdemokraten hatten das erkannt, nur arbeiteten sie mit verkehrten Vorzeichen. Ein Staat, dessen Regierung aber bewußt an die Tradition der alten sauberen Vergangenheit anknüpft, hat zunächst die Pflicht, diese Tradition auf weithin sichtbarer Plattform darzustellen, und die Bühne ist hierfür das lebendigste und resonanzreichste Instrument. Nächstdem hat er in seinem Theater die wundervolle Aufgabe, junge unerprobte Menschen seiner Gefolgschaft zu Wort kommen zu lassen, Näsen in verantwortungsvollstem und weitesttragendem Sinne zu sein.

Noch selbst bei dieser wahrhaften Kulturaufgabe steht die Not warnend zur Seite und ermahnt zu strenger Sparsamkeit mit dem Geld der Steuerzahler. Also heißt es, auch diese Theater, trotz des sichernden Zuschusses, auf eine möglichst wirtschaftliche Grundlage zu stellen, und dies führt als Erstes zur Frage des Abonnements. Ein gutgehendes Abonnement ist das tägliche Brot des Theaters, und ich sehe keinerlei Grund, warum unter heutigen Verhältnissen ein in Preis und Zahlungs-Modus entsprechendes Abonnement beim Staatstheater weniger besucht sein sollte als in früheren Jahren beim Hoftheater, sofern das Publikum erst wieder merkt, daß ihm in seinem Theater auch wieder etwas geboten wird. Ein Abonnement verwächst mit seinem Theater, konsolidiert es, ja, es kann so etwas wie gesellschaftsbildend wirken. Oder um mit jehigen Worten zu reden: es schafft Gemeinschaft. Und der Kasse gibt es eine feste Summe, mit der gerechnet werden kann.

Anders denke ich persönlich über die Besucher-Organisationen, von denen manche ein Gesundes des Theaters erwarten. Die Erfahrung spricht dagegen, wenigstens solange die Auknießer dieser Organisationen sich unbeschränkt aus wohlhabenden Kreisen rekrutieren können. Es bildet sich dann heraus — hierfür gibt es Belege in Menge — daß viele, die es gar nicht nötig haben, vom Abonnement abspringen, um bei einer Organisation 40 bis 60 Prozent billiger ins Theater gehen zu können. Hier müßte eingegriffen werden. Mitglied einer Besucher-Organisation dürfte nur der werden, der

nicht mehr Einkommen als etwa 4800 Mark hat. Wenn auch die Organisationen eine Art feste Einnahmen für ein Theater darstellen, so ist doch festzulegen, daß von diesen Einnahmen kein Theater bestehen kann. Denn die durch das Wesen dieser Vereinigungen bedingten Gesamtpreise sind so niedrig bemessen, daß sie nur zu einem geringen Prozentsatz die Unkosten des betreffenden Abends decken. Organisationen können also helfen, aber nicht tragen.

Das bisher viel geübte Bon-System hat sich in seiner kaufmännischen Unanständigkeit als ein solcher Schädling erwiesen, daß es bei einem Neu-Aufbau überhaupt nicht zur Diskussion gestellt werden darf.

* * *

Soweit der Zuschauerraum, nun die Bühne. Die berühmten Stargagen, die bereits mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe der Prominenten stark gekürzt wurden, müssen noch mehr auf das Normale gebracht werden. Sie entsprangen gleichermaßen dem Konkurrenzneid oder Kampf der Direktoren wie der Urteilslosigkeit des Publikums, das blind der Suggestion eines Namens unterlag. Es soll ruhig ein fähiger Darsteller ein größeres Einkommen haben als ein anderer. Es muß auch manches Rollensach höher bezahlt werden als ein anderes; das ist Tradition, regelt sich außerdem meist von selbst durch Angebot und Nachfrage bei den seltenen Säckern. Aber 36 000 Mark sind heute für einen Bühnengestellten zu viel. Auch General-Musikdirektoren und Heldentenöre müssen einsehen, daß man, um dem deutschen Volk das Theater zu erhalten, auch mit 10, 12 und 15 000 Mark Einkommen Kunst machen kann. Es ist nämlich im Grunde ganz gleichgültig, ob der sich selbst viel zu wichtig nehmende Generalmusikdirektor X, ob der bekannte überbezahlte Ober-Regisseur Y ein Werk leitet oder ob ein nicht berlinisch abgestempelter Künstler eine Vorstellung betreut. Sondern: das Werk muß gut sein, und die Darsteller müssen gut und aufeinander eingespielt sein.

Also schaffe man beim Aufbau ein Ensemble. Hierzu sind keine Korpphären nötig, sondern wandlungsfähige Schauspieler, welche die Sächer, auf die Bühnenwerke nun einmal aufgebaut sind, auch tatsächlich verkörpern. Nebenbei bemerkt ist gegenwärtig die Gelegenheit selten günstig, mit guten Künstlern sichere Verträge auf normaler Basis abzuschließen, denn mancher ausgezeichnete Darsteller schwebt in größter Sorge, ob er für die nächsten Monate etwas zu essen hat oder nicht. Nur habe man den Mut, nicht einzig als Kassenmagnete abgestempelte Künstler zu nehmen. Die berühmte Berliner Typisierung hat sich böse ausgewirkt. Denn im Sinne des Berufs muß ein Schauspieler nicht nur seine Eigenart, sondern vielmehr andere Charaktere darstellen, wie es das Wort Schau-Spieler bedingt. In der Vorkriegszeit waren die Darsteller beweglicher, wandlungsfähiger. Ich erinnere nur an: Matkowskij, Rainz, Vollmer, Sauer, Rittner, Elise Lehmann, Agnes Sorma, die Schramm und den größten: Friedrich Mitterwurzer.

Ist nun ein Ensemble darstellender Künstler zusammengestellt, so gehört zu seiner Führung ein, bzw. nach Maßgabe der zu leistenden Arbeit, verschiedene Regisseure, die streng in der Linie des Instituts ihre Stücke als Diener am Werk inszenieren. Man breche hier, wie bei den Intendanten-Befehlen, energisch mit allem gebildeten Dilettantismus und verlange von jedem Aspiranten dieser Berufe den Nachweis, daß er mindestens 6 Jahre als Schauspieler oder bei der Oper als Sänger in erster Stellung gewesen und außerdem eine längere Zeit als Regisseur tätig war. Nur mit der eigenen Beherrschung des Berufs wird er sein Ensemble leiten und, bei so nervösen Mentalitäten wie Bühnenkünstler sie nun einmal haben, auch tatsächlich ihr Führer sein können. Nur dann kann er auch fähig sein, junge Begabungen heranzuziehen, zu entwickeln und in den Dienst einer künstlerischen Idee zu stellen. Man gebe der sachlichen Arbeit des Theaters den arbeitenden Sachmann und verzichte auf den Dilettant, der sich statt des Werkes inszeniert.

Singegen ist für den Dramaturgen, also den geistigen Berater des Theaters, wobei die nationale Gesinnung heute Gott sei Dank eine selbstverständliche Voraussetzung ist, durchaus ein Mann größter Allgemeinbildung und spezieller Literaturkenntnisse zu wünschen. Er wird nicht zu befürchten brauchen, daß es lange dauern wird, bevor wir wieder eine deutsche Literatur haben. Das nationale Schrifttum wird sich schnell entwickeln, man muß es nur zu Worte kommen lassen. Inzwischen muß er in die Rüstkammer der Vorkriegszeit-Werke greifen und während der Entwicklung der neuen deutschen Bühnen-Literatur den Spielplan mit erprobten guten Stücken auffüllen.

Dagegen denke ich es mir kaum möglich, von einer Zentrale aus die deutschen Theater einzustellen. Ich glaube auch nicht an die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung. Denn abgesehen davon, daß sowieso kein Teufel mehr in marxistische Problemstücke gehen wird, und die auf Erotik spekulierende Schund-Literatur das Zeitliche gesegnet hat, würde jede freie Konkurrenz der Bühnen-Schriftsteller mit dieser Zentrale aufhören. Und mir scheint, der gesamten nationalen Bewegung sei gedankt, daß das große Publikum unseres Vaterlandes heute so weit hellhörig und gutsichtig geworden ist, daß es jedes Stück ablehnen wird, das nicht in die Anschauung und das Herzensempfinden der endlich erwachten Theaterbesucher paßt. Der Regisseur oder Theaterleiter, der diese Klingelzeichen noch nicht gehört hat, den Vorhang im richtigen Moment aufziehen zu lassen, wird es wohl nie mehr lernen und spurlos in der Versenkung verschwinden. Dagegen wäre einer staatlichen Zensur, die vor dem Erscheinen des Bühnenwerks in Bücherform auszuüben wäre, vielleicht das Wort zu reden.

Alles bisher, in der Hauptsache im Hinblick auf die Staatstheater Gesagte, gilt mit einigen Ausnahmen im wesentlichen auch für die Privattheater Berlins. Zunächst ist hier jede Subvention abzulehnen. Was nicht aus sich bestehen kann, soll genau wie in der Wirtschaft zu Grunde gehen. Dann müssen die Privattheater in ihren Pachtverhältnissen, sowohl der eigenen Pacht wie ihrer Unter-Verpachtungen, Ordnung und Klarheit schaffen. Die Zahl der verdienenden Zwischenleute war stellenweise so grotesk, daß jeder kaufmännische Theaterfachmann an den Fingern das Konkursdatum ausrechnen konnte. Und die Garderoben- und Reklame-Verpachtungen sollten so vernünftig gehalten sein, daß das Publikum nicht von vornherein schwer verärgert wird. Was den Spielplan der Privattheater angeht, so vergesse die Kritik hier nicht, daß ein auf sich gestelltes Theater natürlich keinerlei Experimente machen, bzw. keinen literarischen Entdecker- oder Volks-erzieher-Ehrgeiz haben kann. Selbstverständlich in der Linie anständiger Gesinnung müssen sie ein aufgelockertes heiteres Programm bringen, denn das Gros des Publikums — das läßt sich nun einmal nicht ableugnen — will sich nach Last und Aerger des Tages abends im Theater aufheitern, entspannen, auf andere, aber frohere Gedanken bringen lassen, etwas fraß ausgedrückt: bunte, allenfalls nachdenkliche, lieber lustige Märchen für große Leute sehen. Dagegen handeln, ohne gesicherte Subvention, bringt unweigerlich den Ruin. Das ist eine alte Theatererfahrung, die in den letzten Jahren mehr denn schlagend immer wieder bestätigt wurde.

Aber auch für Privattheater halte ich das Ensemble für die allein lebensfähige Form. Kleines Büro- und kleines technisches Personal, ein Regisseur, ein zielbewußt mitarbeitender Direktor, ungefähr zehn wandlungsfähige Künstler, damit scheinen mir die Durchschnitts-Privattheater genügend besetzt. Hierbei möchte ich noch ein Wort über ein besonderes Schmerzenskind der letzten Jahre, das Schillertheater, sagen. Das Schillertheater war in früheren Jahren ein ideales Theater des gehobenen Bürgerstandes von Charlottenburg, eine saubere Repertoire-Bühne mit einem begeisterten, treuen und überaus anhänglichen Publikum. Man trieb es mit viel Aufwand an Ungeschick aus seinem Theater heraus; aber noch heute erscheint mir das Schillertheater das Theater zu sein, dessen Aufbau am Lohnendsten, Erfolgreichsten und — Einfachsten sein wird. Weil

es ein rund herum wohnendes Stammpublikum hat, dem man nur die ehrliche Hausmannskost geben muß, die es verlangt.

Und damit komme ich zu der Theaterweisheit letztem Schluß: nicht der Star, sondern das Ensemble, nicht das wertvolle, sondern das gute Theaterstück macht es. Spielt gute Stücke und spielt sie gut. Spielt mit Euren Herzen als deutsche Männer und Frauen, denen eine neue Zeit die Welt der Bretter wieder zur Alleinherrschaft gegeben hat, pflegt Eure wundervolle Muttersprache, begeistert mit allem Guten und Schönen zum Vergnügen der Einwohner — und nehmt Euch einen guten Verwaltungsbeamten ins Geschäftszimmer.

Fred Hamel

Zukunft der Musik — Musik der Zukunft

Unter den Grundsätzen, die der neue Staat für sein Verhältnis zur Kunst verkündet, in den meisten Reden der entscheidenden Männer schält sich immer vernehmlicher der eine Leitgedanke heraus: Das l'art pour l'art — die Kunst als Selbstzweck — ist eine erledigte Angelegenheit; die Aufgabe der Zukunft gilt der Herstellung einer neuen, unmittelbaren Verbindung von Kunst und Volk. Das klingt außerordentlich einfach, klar und überzeugend und bietet gewiß für viele Gebiete des Kunstlebens keinerlei grundlegende Problematik. In der Anwendung auf die Musik aber erhebt sich eine Fülle einschneidender Fragen, deren Dringlichkeit keinen Aufschub duldet. Ein Versäumnis hieße die Stunde verkennen und wäre womöglich überhaupt nicht mehr gut zu machen. Hier erwächst die Notwendigkeit, jenen Grundsatz in seiner vollen Tragweite durchzudenken und die unerläßlichen Folgerungen daraus zu ziehen.

I.

Zunächst ist der Begriff des „l'art pour l'art“ für den Musiker keineswegs eindeutig. Er kann sich einmal auf das Äußere der Musik, auf ihre praktische Bestimmung, beziehen. In diesem Sinne gäbe es ein l'art pour l'art in seiner radikalen Form überhaupt nicht. Denn der Komponist, der seine Werke nur für sich selbst, ausschließlich zum eigenen Vergnügen schreibe, muß noch geboren werden — und wenn es ihn wirklich gäbe, so hätte er sich eben freiwillig aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen. Wie alle Kunst, setzt auch die Musik vielmehr außer dem Schaffenden den Aufnehmenden voraus. Ob das nun die einzige Angebetete ist, der wir alle mal als Jünglinge unser Liebeslied widmeten, oder ob das Millionen sind, denen ein vaterländischer Gesang Eigentum zu werden bestimmt ist — das bedeutet nur einen Unterschied des Grades, nicht der Art. Jede Musik trägt so eine ganz bestimmte soziologische Bestimmung in sich, mehr — sie erwächst überhaupt erst aus einer gegebenen soziologischen Voraussetzung.

Diese Voraussetzung, so verschieden sie sein kann, hängt wesentlich von dem soziologischen Bau der Umwelt des Musikers ab. So haben wir als älteste und umfassendste Form das Volkslied, haben als Ausdruck des (katholischen) Kirchen- und (protestantischen) Gemeindegedankens die Gottesdienstmusik. Im 16. Jahrhundert blüht die Gesellschaftsform des Madrigals, bestimmt zu gemeinsamer Ausführung im Familien- und Freundeskreis. Das Zeitalter des Absolutismus gebiert die höfische Form der Tafel- und Kammermusik, die konstitutionelle Monarchie, die demokratische Aristokratie und die französische Revolution fördern die eigentliche bürgerliche Musikform des Solisten- und Orchester-

Konzerts zutage, die neuere sozialistische Ideologie bevorzugt wiederum die Gattung der großen Massenhöre. Diese Formen erwachsen von vornherein aus den Ansprüchen soziologischer Einheiten ganz verschiedener Größenordnung, die stets den volkstümlicheren oder exklusiveren Charakter des Kunstwerks bestimmen. Ein Aufgeben der höfischen oder bürgerlichen Formen der Musikpflege, d. h. des Konzerts und der Oper, hieße nichts anderes als Bachs Kammermusik, Beethovens Sinfonien, das Vermächtnis der Meister des 19. Jahrhunderts, hieße die Werke Mozarts und Wagners verleugnen! Daß die neue Verbindung zwischen Musik und Volk im nationalen Staat durchaus nicht um einen solchen Preis erkauft werden soll, ging etwa aus der Rede des Kultusministers Rust vor der Musikabteilung der Preussischen Akademie der Künste hervor, in der das freudige Bekenntnis zu den Meistern der deutschen Musik als Fundament für den zukünftigen Aufbau abgelegt wurde.

Aber der Begriff des *l'art pour l'art* kann auch — und das ist offenbar seine ursprüngliche Bedeutung — auf die innere Beschaffenheit der Kunst, auf ihre geistige Haltung angewendet werden. Auch in diesem Sinne ist es gefährlich, ihn ohne weiteres auf die Musik zu übertragen. Denn die Musik ist die Kunst, die menschliches Geistesleben nicht nur am tiefsten, sondern auch am unabhängigsten von körperlichen oder begrifflichen Vorstellungen auszuspochen vermag. Die Musik kann zwar einen malerischen oder epischen, einen lehrhaften, ethischen, religiösen oder patriotischen Inhalt haben — aber sie kann auch, reiner als alle anderen Künste, bloße Anschauung des Schönen sein. In diesem Falle würde das *Odium des l'art pour l'art*, im Gegensatz zur vokalen, zur Programm- und Zweckmusik, die absolute Musik betreffen: Bachs Präludien und Fugen etwa, Mozarts Sonaten, Beethovens Streichquartette, Brahms' und Bruckners Sinfonien. Am Ende würde ein folgerichtiges Durchdenken vom Praktischen und Geistigen her also auf das gleiche hinauslaufen. Eine Ausschaltung der absoluten Musik würde für das zukünftige Schaffen ebenso untragbar sein wie die Beseitigung des Konzertprinzips — und ist auch von den verantwortlichen Männern ebensowenig beabsichtigt.

II.

Zum anderen ist die Bekämpfung des *l'art pour l'art* auch nichts Neues. Sie datiert aus der gleichen Zeit wie jene Devise selbst, und es ist bemerkenswert, daß die ganze Streitfrage etwa vor hundert Jahren akut wurde, als Endpunkt einer älteren zweihundertjährigen Entwicklung, die ihren Ursprung in der beginnenden Trennung von Ausübendem und Aufnehmendem, von Musiker und Publikum hat. Darum ist dieser Kampf, als er mit voller Intensität von den Machthabern der Nachkriegszeit aufgenommen wurde, von vornherein mit dem Ziele geführt worden, diese Unterscheidung wieder aus der Welt zu schaffen, eine neue Aktivierung des musikalischen Laien herbeizuführen. Träger dieses Strebens waren sowohl die Schulmusikreform als auch die Volksmusikbewegung und der Arbeitergesangsbund. Wenn heute feststeht, daß alle drei trotz des gesunden Kerns, der sich auch in Zukunft als fruchtbar erweisen dürfte, ihr Ziel nicht erreicht haben, so liegt das nicht zum wenigsten daran, daß der Stoß von Anfang an falsch geführt wurde. Denn was ursprünglich verkündet wurde, war nicht nur die musikalische Aktivierung des breiten Volkes, sondern zugleich die Beseitigung des passiven Musikerlebens, die Verwischung der Grenze zwischen Berufs- und Laienmusiker, mit einem Wort: die Offensive gegen das Konzertprinzip. Dem ordnete sich auch die Auswahl der Musikliteratur ein: man sang Choralieder, Motetten, Madrigale des 16. Jahrhunderts, spielte Suiten und Kammersonaten des 17. und betrachtete auch das zeitgenössische Schaffen nur als Quelle einer neuen Zweckkunst: von Gemeinschaftsmusiken, Schulstücken, Arbeitergesängen. Vor Schülern, Bach, den Klassikern und Romantikern streckte man die Waffen; kurz, es war der offene Bruch mit dem *l'art pour l'art* in jeglicher Gestalt.

Nach dem Gesagten ist ersichtlich, warum der Schlag, der hier geführt wurde, ins Wasser ging. Eine Entwicklung läßt sich nun einmal nicht einfach durch Erlasse um zwei bis drei Jahrhunderte zurückschrauben. Der Geist der toten Meister von Schütz bis Brahms erwies sich als stärker denn die Leute, die ihn totschweigen zu dürfen glaubten. Das Konzertprinzip — so weit es qualitativ Bedeutung hatte — dachte nicht daran, von der Erdoberfläche zu verschwinden. Die Volksmusikbewegung aber geriet in die Gefahr einer Ueberschätzung des Dilettantismus und einer geistigen Unfruchtbarkeit, die ihre Existenz aufs Spiel stellte, sobald sie von unversöhnlichen Gegnern in politischem Sinne ausgebeutet wurde. Nur die Tatsache, daß nationale und Singbewegung in ihrem Ziel auf die Masse des Volkes die gleiche Ideologie vertreten und insolgedessen eine Menge gemeinsamer Anhänger haben, hat ihre Existenz, die an einem dünnen Faden hing, für diesmal gerettet. Aber um die Notwendigkeit einzulenken, kommt sie nicht herum; heute unterscheiden sich viele ihrer Veranstaltungen weder von der überkommenen Form noch von den überkommenen Programmen des üblichen Konzerts.

Doch sind die Kräfte, die hier wirksam wurden, auch am Konzertleben durchaus nicht spurlos vorübergegangen. Es war — das gilt zum mindesten für Berlin — in den Jahren der allgemeinen Mechanisierung von einem wirklichen „Leben“ längst zu einem Konzert„betrieb“ geworden. Es wurde auf Teufel heraus musiziert, der blutigste Dilettant, der die Kosten tragen konnte, durfte sich eigene Konzerte leisten, der fähigen Jugend war der Weg größtenteils verbaut. Kein Mensch kümmerte sich um die Programme des anderen, die herrlichsten Werke wurden durch Alltäglichkeit entwertet, wichtige andere blieben jahrelang verschollen. Kein Wunder, daß das Publikum mehr und mehr in passiven Widerstand trat, daß es die Freude am eigenen Dilettieren in Sing- und Spielfreien der Erdulbung fremden Konzertehrgeizes vorzog. Die Konzertsäle leerten sich trotz zweifelhafter Freikartenpraktiken mancher Konzertdirektionen in erschreckendem Maße, gute Kräfte, die es noch nicht zur Prominenz gebracht hatten, mußten darunter ebenso leiden wie die eigentlich Schuldigen. Das ganze Gebäude war innerlich vermorscht und wartete nur noch auf den äußeren Anstoß, um vollständig in sich zusammenzubrechen.

III.

Diesen Anstoß hat die mit elementarer Wucht hereinbrechende politische und geistige Umlagerung gegeben. Sie hat die Kopflosigkeit, die bisher bestand, vollends offensichtlich gemacht. Die Zahl der allabendlichen Konzerte, die in den letzten Jahren dauernd zurückging, ist in diesem Frühjahr bis auf eins oder zwei zusammengeschmolzen; die sogenannte „Saison“, die sich in den vergangenen Jahren noch tief bis in den Mai, ja in den Juni hineinzog, ist, abgesehen von den künstlich aufgebauten „Berliner Kunstwochen“, bereits im April sanft und selig entschlafen. Ein Teil der einstmaligen öffentlichen Musikpflege hat sich schon früher in mehr oder minder private Haus- und Vereinsveranstaltungen zurückgezogen, die als Zeichen einer neuen musikalischen „Gesellschaftsbildung“ bemerkenswert sind, aber den Zusammenhang zwischen Kunst und wirklichem Volksbewußtsein keineswegs fördern. Die einschneidende Wirkung dieses Vorgangs aber ermißt sich erst daraus, daß nicht nur die mittleren und kleinen Konzerte davon betroffen sind; die Absage von Konzerten Bruno Walters und Klemperers, die verlegensten Programmänderungen bezeugen eindringlich genug, daß die Unsicherheit bis zu den Grundlagen geht.

Auch hier hat also die neue Bewegung freies Feld. Aber Recht ist Pflicht! Denn hier geht es um nichts Geringeres als um die Erhaltung von Wert und Weltgeltung der deutschen Musik. Schneller, als sie erwarten konnten, sind die neuen Führer auch hier vor die Notwendigkeit gestellt, ihre produktiven und organisatorischen Fähigkeiten zu bewähren. Die Richtlinien sind, wie gesagt, bereits gegeben. Zu ihrer Durchführung werden Leute gebraucht. Einen Gegensatz der Generationen darf es hier nicht geben; die Erfahrung der Älteren, der Unternehmungsgeist der Jüngeren werden sich verbinden

müssen, etwas Ganzes zu erreichen. Aber es müssen Männer sein, die sich durch Gesinnung, Rang und Fähigkeiten gleichermaßen auszeichnen. Für Uebereifrige, die nur ihren Ehrgeiz, für Geltungsbedürftige, die nur ihre bisherige Verhinderung in die Waagschale zu legen haben, ist heute keine Konjunktur; Dr. Goebbels hat vor den Vertretern des deutschen Theaters zum Ausdruck gebracht, daß er zwischen bloßer Gesinnung und sachlichem Können wohl zu unterscheiden wisse.

Die Aufgabe, die sich hier eröffnet, liegt demnach ziemlich klar. Das Konzert als die organisch überlieferte Form des Musiklebens wird nach wie vor die Grundlage zu bilden haben. Aber es bedarf dringlicher Erneuerung. Es muß eine autoritäre Stelle geschaffen werden, die die viel geforderte „Planwirtschaft“ wirksam durchzuführen in der Lage ist, die für die Sonderung von Leistungsfähigkeit und Dilettantismus, für die zeitliche Verteilung der Konzerttermine, für die Vermeidung des Leerlaufs in der Programmgestaltung zuständig ist. Für die Propagandawirkung der deutschen Musik im In- und Auslande darf dabei nur der eine Gesichtspunkt maßgeblich sein, daß für das Volk das Beste gerade gut genug ist. Die Richtlinien dafür werden etwa die offiziellen Verlautbarungen des Staatssekretärs Sinkel zu bieten haben, die sich vom sogenannten „Radau-Antisemitismus“ grundsätzlich abheben und den freien Wettbewerb im Musikleben gewährleisten. Es ist mehr als eine Ehrenpflicht, dem deutschen Musikleben, das nun einmal eine internationale Führerstellung einnimmt, die repräsentativen Ränder deutscher Kunst, auch soweit sie dem Judentum angehören (man denkt etwa an Artur Schnabels kürzlich abgeschlossenen Zyklus der Beethovenschen Klaviersonaten) zu erhalten. Daneben muß es der privaten Initiative der Konzertdirektionen überlassen bleiben, jungen, hoffnungsvollen Kräften, die bisher massenweise aus ihrem Beruf abgedrängt wurden, zum Durchbruch zu verhelfen; daß dazu eine Rückkehr von rein kaufmännischen zu künstlerischen Gesichtspunkten unerläßlich ist, versteht sich von selbst. Hier kommt alles auf die moralische Kraft der neuen Bewegung an.

So wichtig eine gründliche Organisation dieser äußeren Formen der öffentlichen Musikpflege ist, so verhängnisvoll wäre ihre Ueberspitzung und Ausdehnung auf die Seite des Geistigen. Versuche auf anderen Gebieten haben zur Genüge bewiesen, daß die schöpferische Kunst bei dem Versuch gewerkschaftlicher Bürokratisierung Schiffbruch leidet. Eine geistige Normierung, welche die lebendige Vielfalt des künstlerischen Schaffens einengt, müßte ihr Todesurteil sein. Kämpfe um die musikalische Ausdrucksweise hat es immer und überall gegeben: zwischen Sündel und Fasse, zwischen Gluck und Piccini, zwischen Brahms und dem Wagner-Liszt-Kreis. Sie haben die Kunst jung und ihre Kräfte rege erhalten und sehr bald rein historische Bedeutung gehabt. Aber immer sind diese Kämpfe als innere künstlerische Streitfragen ausgefochten worden. Es wäre ein Armutszeugnis inmitten eines großen Geschehens, wenn wir heute aus der mehr oder minder traditionsverbundenen Haltung einer Musik auf ihren mehr oder minder nationalen Charakter schließen wollten. Das hieße nicht nur die Kunst, sondern ebenso den nationalen Gedanken verkümmern, der doch nach dem Willen der heutigen Führer alles erfassen soll, was in der Nation fruchtbar ist.

Es ist auch nicht zu verkennen, daß sich aus der stilistischen Gärung der Nachkriegsjahre immer stärker eine neue einheitliche Ausdrucksweise herauszukristallisieren beginnt. Diese Ansätze einer wirklich neuen und wirklich deutschen Musik, die ihre Zukunft in sich bergen, können nur zur Entfaltung gelangen, wenn den verschiedenen wirkenden Kräften der nötige Lebensraum ungeschmälert bleibt. Auch diese Erkenntnis hat sich die Führung des neuen Staates bereits zu eigen gemacht, wenn sie immer wieder dem Volkstumsgedanken das Recht der freien künstlerischen Persönlichkeit gegenüberstellt. Das klang vernehmlich aus der Akademierede des Kultusministers Rust hervor, das wiederholte Dr. Goebbels, wenn er (ich zitiere nach dem „Angriff“) in höchster Prägnanz sagte: „Ich

möchte in diesem Zusammenhang aussprechen, daß ich nicht die Absicht habe, etwa das künstlerische Schaffen einzuengen. Wenn irgendwo das Gesetz der Persönlichkeit sich auswirken muß, dann in der Kunst. Und wenn irgendwo der Mensch souverän über den Stoff herrschen muß, dann in der Kunst." Und in der gleichen Rede wurde das künstlerische Ideal der Sachlichkeit, des sentimentalitätslosen Pathos aufgestellt. Angesichts eines solchen Bekenntnisses des Rationalsozialismus zum Fortschritt und zum Willen der jungen Kunst braucht uns um die Zukunft der deutschen Musik nicht bange zu sein, wenn sie rein verwirklicht werden.

*

Gegenüber dieser klaren Situation erhebt sich als letzte Frage die, wie die Musik wieder zum Eigentum des ganzen Volkes gemacht werden kann. Wenn von der Kunst aus das Nötige in der angedeuteten Weise getan ist, dann bleibt nichts übrig, als den letzten Schritt umgekehrt vom Volke aus zu unternehmen. Das ist gar nicht so schwer, wie es aussieht. Hier ist der Punkt, wo die Arbeit der Volksmusikbewegung in ungeahnter Weise fruchtbar werden könnte. Wenn sich die großen deutschen Meister ihrem Aktivierungswillen nicht einfügen, dann wird sie eben auch den Prozeß des passiven Musikerlebens neu zu gestalten haben. Einsetzend bei der eigenen Ausübung, wird es ein Leichtes sein, auch einen neuen bewußten Musikhörer zu erziehen, das ganze Volk, soweit es überhaupt musikalisch ist, zur verstehenden Gemeinde der großen Meister heranzubilden. Eine vorzügliche Hilfsstruppe fände dieser Plan in der großen Zahl junger Musikhistoriker, die jährlich in den Seminaren der deutschen Universitäten heranwachsen und nicht wissen, wo sie für ihr Können die richtige Aufgabe finden sollen. Sie brauchen nur zu lernen, sich nicht im Historischen zu erschöpfen, sondern es in den Dienst des Erlebens zu stellen, um hier die Mittler der neuen Bindung zwischen Volk und Kunst zu bilden.

Die höchste Aufgabe hat der Rundfunk. Auch er wird, in vorsichtiger Dosierung, ein vorzügliches Mittel zur Erziehung des neuen Hörers sein, der längst da ist, und nur, ein Wort Hermann Aberts anzuwenden, „Wachs in den Ohren“ hat. Vor allem aber bietet der Rundfunk die Form für das neue Kunstwerk, das nicht mehr aus einer soziologischen Schichtung entsteht, sondern für das ganze Volk da ist. Denn der Rundfunk ist die einzige Einrichtung, die auch rein technisch nicht mehr an einen bestimmten Raum und eine dementsprechend begrenzte Hörerschaft gebunden ist. Nur wäre es ein Verhängnis, zu glauben, daß man einfach eine Beethovensche Sinfonie, eine Brahms-Sonate im Rundfunk zu spielen braucht, um dies Ziel zu erreichen. Ein solches Werk, das aus anderen Voraussetzungen der Zuhörerschaft entstanden ist, wird immer seine gewisse Exklusivität behalten, immer bleiben, was es ist. Weit mehr ist der Rundfunk das Gefäß für eine neue, wirklich volkstümliche Kunst, die eben auch die viel geforderte „Rundfunkeigene“ Form sein muß. Sie wäre der tragfähigste Pfeiler für die Brücke zwischen dem Volk und dem praktischen und geistigen Bau des musikalischen Zeitgeschehens.

Zur Krise der Medizin

In dem Buche von Universitätsprofessor Dr. med. Rudolf Degkwitz „Lipide und Ionen. Eine allgemein biologische und ärztliche Studie über die physiologische Bedeutung der Zell-Lipide.“ (Wissenschaftliche Forschungsberichte Band XXXI, Verlag Theodor Steinkopff, Dresden 1933) finden wir in den Widmungsworten an seinen Lehrer, Geheimrat v. Pfandlner, die folgenden Ausführungen, die uns die gegenwärtige ärztliche Situation auf das klarste zu umreißen scheinen.

Die Schriftleitung.

Der Arzt, der seit der Trennung von Arzt- und Priestertum im Bewußtsein der Menschheit die Geheimnisse der belebten und unbelebten Natur erforscht, um sie für den Kranken anzuwenden und dessen Persönlichkeit wegen der Erhabenheit seines Forschungsobjektes und der Wertschätzung von Leben und Gesundheit in einem besonderen Lichte erschien, hat bei dem rasenden Tempo des technischen Zeitalters nicht nur den Segen, sondern auch den Fluch der Arbeitsteilung erfahren und viel von seiner „natürlichen Stellung“ verloren. Die überragende Rolle des alten Allgemeinarztes, die man jetzt durch die Verdrängung des Spezialisten wieder zu gewinnen sucht, beruhte neben der Geschlossenheit des Weltbildes bei Arzt und Kranken nicht zuletzt auf seiner absoluten Ueberlegenheit in der Kenntnis der Natur und ihres Wesens. Während sich nun, vor allem im deutschen Kulturkreis, die Naturkunde in sprunghafter Weise bis in die untersten Volksschichten hinein verbreitete, hat die Ärzteschaft ihren alten Vorsprung und ihre Ueberlegenheit auf diesem Gebiete nicht bewahren können. Ihre ärztliche Technik, ihr chemisches und physikalisches Rüstzeug ist in unerhörtem Maße angewachsen, während ihre naturwissenschaftliche Bildung immer mehr verflacht ist und weiter verflacht werden soll. Der Typ des Arztes, der wie der rechte Handwerker und Künstler sein Handwerkzeug von Grund auf kennt, ist im raschen Verschwinden begriffen. Ueber die „schädliche“ biologische Aufklärung der Massen durch Schule und Buch zu klagen und ihre Abschaffung zu fordern, ist nutzlos. Halbwissen und seiner Neigung zu oberflächlichen Verallgemeinerungen mit gründlichen Kenntnissen und überlegener Kritik gegenüberzutreten zu können, ist eine unerläßliche Forderung für den Besitz verantwortlicher Stellungen jeder Art.

In der wissenschaftlichen Medizin sind die gleichen Veränderungen und Bestrebungen erkennbar, aus der „Krise“ herauszuführen. Man versucht vielfach, die Arbeitsteilung mit den exakten Wissenschaften noch weiter zu treiben und ihnen oder speziellen Instituten die Forschung zu überlassen, die naturwissenschaftliche Medizin von ihrem „Irrweg zur Klinik zurückzuleiten“, und, offensichtlich als Ersatz für die Aufgabe der Physika, geisteswissenschaftliche Gebiete zu betreten. Dabei wird wiederum von den ereignisnahen Zeitgenossen das Geschehen während einer Episode als Fortschritt und ihre Mechanismen als bleibende Gesetze angesehen, wie das bei jeder vorhergegangenen geistigen und materiellen Erschütterung der Fall war, wenn die zu Brauch, Sitte und Gesetz sublimierten Erfahrungen nicht mehr zu gelten schienen, weil sie die Elemente der Dauer und des Gleichgewichts in sich tragen.

Solange die „moderne Medizin“ eine uralte Erfahrung als Fortschritt preist, die vielleicht bei einzelnen, nie aber in der Gesamtheit der Ärzte in Vergessenheit geraten war, daß Wollen und Fühlen des Kranken seine Krankheit zu beeinflussen vermögen, muß die Neuentdeckung der menschlichen Psyche und der Persönlichkeit des Kranken begrüßt werden. Anders aber, wenn man in die Niederungen der Literatur hinabsteigt,

die von Ärzten ohne entsprechende geisteswissenschaftliche Vorbildung in unserer und in anderen Disziplinen mit dem Ziel produziert wird, als geistige Führer, Tröster und Erzieher zu erscheinen. Der naive Materialismus, mit dem diese Richtung den Grundproblemen der menschlichen Gemeinschaft gegenübertritt, und ihr Glaube, gleichzeitig die Rolle eines geistigen Erweckers aus dem „materialistischen Denken in der Medizin“ zu spielen, wird als Mißgeburt der jetzigen dunklen Stunde bald verschwunden sein. Das „quos ego“, das man als Anwalt des Kindes aber auch geisteswissenschaftlichen Erziehungstheoretikern gegenüber auf den Lippen hat, deren Gedankenflug durch die Erfahrungen über die physiologischen Eigentümlichkeiten und Gebundenheiten des Kindes allzuwenig gehemmt wird, darf uns nicht dazu veranlassen, die Grenzen unserer Stellung zu überschreiten. Unsere Zuständigkeit in der Erziehung endet da, wo ihr weltanschauliche Gesichtspunkte Richtung geben, die von einer höheren Instanz als der unseren ausgehen. Innerhalb solcher Richtlinien sind wir Kinderärzte für die Vermeidung und den Ausgleich taktischer Fehler zuständig und verantwortlich für seelisch Abgeartete.

Daß Intellektualismus und Individualismus von ihrer Taktik als Arzt und Psychologe erwarten, was nur eine zielführende, über das Individuum hinausreichende, gefühlbetonte Idee geben kann, folgt aus ihrem Wesen. Da aber auch dem vollendeten ärztlichen Können durch die physiologischen Gegebenheiten der menschlichen Natur Grenzen gesetzt sind und die daraus erwachsenden Grundkonflikte des Individuums mit Zeit und Umwelt nur von einem überindividuellen Standpunkt aus gelöst werden können, muß eine Ueberschätzung seiner Stellung durch den Arzt zu einer Trübung seines Verhältnisses mit solchen Kranken führen, die diese Fragen im Rahmen des alten, ehrwürdigen Weltbildes betrachten. Welche Problematik sich vielfach hinter dem neuen ärztlichen Erziehungsdrang verbirgt, zeigt eine Äußerung von einer hervorragenden Stelle, die auf einem unserer letzten Kongresse gegen den Gedanken vorgebracht wurde. Gesunde mit einer Schutzimpfung vor einer lebensbedrohenden Krankheit zu bewahren: daß nämlich an dieser Krankheit von 1000 Kindern „nur eines“ zugrunde ging, während die vielen „falsch“ erzogenen ein lohnenderes Problem darstellten. Das Verhältnis der neuen ärztlichen Führer und Erzieher muß aber nicht nur mit den geistig konservativen, sondern auch mit den „fortschrittlichen“ Bevölkerungsschichten ein krisenhaftes werden. Da es sich bei deren Emanzipation in der Regel um eine oberflächliche, rationale und keine tiefergehende, triebhafte handelt, das Verlangen nach dem Uebersinnlichen nicht erloschen ist und unter der Perspektive des Todes und im Moment des Leidens besonders brennend wird, ist eine Enttäuschung unvermeidlich, wenn der Kranke bei dem Arzt seine eigene Mentalität wiederfindet, deren Insuffizienz ihm gerade bewußt geworden ist.

Von jeher ist es dem wissenschaftlich tätigen Arzt wegen des täglich zu leistenden praktischen Dienstes schwerer geworden als dem reinen Theoretiker, bei seiner wissenschaftlichen Produktion neben der geistigen und literarischen Leistung noch das Plus an körperlicher und handwerklicher Arbeit aufzubringen, das die Experimentalarbeit des Naturforschers verlangt. Die Bedeutung dieses Moments für die geisteswissenschaftlichen Bestrebungen in der Medizin, das Aufgeben eigener Forschungsarbeiten und das Genügen, lediglich die Früchte der exakten Wissenschaften anzuwenden, kann bei dem enormen Anwachsen der alltäglichen ärztlichen Technik und der wissenschaftlichen Methodik kaum überschätzt werden. Eine solche Haltung ist aber für die Stellung der medizinischen Wissenschaft ebenso untragbar wie für das Ansehen der Ärzte. Der „Naturheilkundige“, der nach dem Urteil weiter Kreise noch Kenntnis von den Geheimnissen der Natur in einem Umfang besitzt, den man beim Arzt nicht mehr vermutet, würde noch mehr als bisher in die entstehende Lücke einrücken. Es ist ja in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht die Hoffnung auf übernatürliche, die Naturgesetze durchbrechende Wunder, sondern ein unerschütterlicher Glaube an die wunderbaren, nur

Auserwählten bekannten Kräfte der Natur, der im Zeitalter der Technik vor allem die Stadtbevölkerung zum „Naturheilkundigen“ treibt.

Bei dem Schlagwort von dem „Irrwege“ der allzu naturwissenschaftlich gewordenen Medizin und dem Mahnruf „Zurück zur Klinik“ wird vergessen, daß der Arzt der Vergangenheit Botaniker, Zoologe, Mineraloge, Physiker, Anatom und Kliniker sein mußte und seine Lehrer auf diesen Gebieten als Forscher tätig waren. Es wird übersehen, daß die Modernen und die Klassiker nicht eine stärkere Belastung mit naturwissenschaftlichem Wissen und Methoden, sondern eine verschiedene geistige Einstellung unterscheidet. Daß die Forschung früher leichter war als heute und bei ihrer jetzigen Erschwerung nur mit einem Verlust an „ärztlichem Denken“ bezahlt werden kann, ist ein Glaubensartikel Außenstehender.

Ansehen und Sonderstellung der Universitäten innerhalb des deutschen Kulturkreises würden durch eine solche Haltung schwer erschüttert. Nicht nur, daß die von den Fakultäten abgesonderten biologischen Forschungsanstalten immer weiter zunehmen, bei der Zahl und der stolzen Höhe des klinisch ärztlichen Niveaus unserer nicht zu den Hochschulen gehörenden Krankenanstalten, würde sehr bald ein Unterschied zwischen ihnen und den Hochschulinstituten nur noch darin bestehen, daß die einen Studenten unterrichten und die anderen nicht.

Aufs schwerste bedroht würde aber vor allem unser Hochschulideal und die Mission der deutschen medizinischen Fakultäten, deren Charakteristikum die Vereinigung von Klinik und Forschung war und von denen die Ärzteschaft mit dem Blick auf die großen naturwissenschaftlichen Probleme erzogen wurde. Was haben denn eine ganze Reihe von Disziplinen selbst innerhalb der medizinischen Fakultäten noch gemeinsam, wenn jede lediglich die Aufgaben ihres Faches mit den Mitteln bearbeitet, die ihr von der Technik oder den exakten Wissenschaften in die Hand gegeben werden und wenn nicht jede versucht, ihre Spezialprobleme zu allgemein biologischen zu vertiefen und zu erweitern? Die Früchte der exakten Wissenschaften und der Technik der Praxis anzupassen und ihre Anwendung zu lehren, entspricht der Mentalität eines Technikums, dem Ehrgeiz einer Technischen Hochschule genügt es erfahrungsgemäß nicht, für das Glied einer universitas litterarum aber bedeutet es die Selbstaufgabe.

Eine solche Einstellung darf der Ärzteschaft nicht suggeriert werden. Nicht nur, weil die praktische Medizin nicht als reine Wissenschaft betrieben werden kann und, was als ärztliche Kunst bezeichnet wird, nicht lehrbar ist und der Fessel des naturwissenschaftlichen Denkens bedarf — die Stellung des Arztes verlangt sowohl ein überlegenes Wissen als eine überlegene geistige Haltung, die ihn von dem Kranken distanziert, dem er als Helfer und Vertrauensmann dienen soll. Wie unser Bruder im Geiste, der Seelsorger, wohl den Menschen dient, aber den Blick auf das Jenseits gerichtet hat, und diese Haltung seine Stellung in der Allgemeinheit bestimmt, so muß der Arzt über seine Tätigkeit am Krankenbett hinaus Diener im Mystrium des Lebens sein. Die Art, wie er ihm dient, nicht der Name des Herrn, adelt den Dienenden und erhebt ihn über den, der anscheinend frei und sein eigener Herr ist. Eine solche Haltung kann nicht dialektisch gelehrt, aber wie jede in der Tiefe der Psyche wurzelnde Einstellung durch das persönliche Beispiel erweckt oder suggeriert werden.

Egon Bandmann

Die deutsche Sendung auf der Welt-Wirtschaftskonferenz

I.

Das Wort „Internationale Konferenz“ hat bei den Deutschen seit 1919 keinen guten Klang. Die Ankündigung solcher Tagungen begegnet in der Öffentlichkeit, nicht ohne Grund, einer mißtrauischen Gleichgültigkeit. Internationale Konferenz, mit diesem Begriff verbindet sich die Vorstellung kosmopolitischer Betriebsamkeit, wichtigtuerischen Versagens von Prominenten, die eben nur auf internationalen Konferenzen prominent sind, des Abfassens tönender, aber nichtsagender Resolutionen und der Vorlage ebenso materialreicher wie unbeachteter Denkschriften. Wenn etwas den Gedanken der internationalen Zusammenarbeit der Völker hinlänglich kompromittiert hat, so ist es dieser Art von Konferenzen gewesen, deren einziger Lebenszweck vielfach die Diskreditierung eben des Gedankens ist, der laut Einladungsurkunde gefördert werden soll.

Die deutsche Öffentlichkeit hat sich, offenkundig seit der nationalen Revolution, von dem unaufrichtigen Konventionalismus befreit, der die diplomatische Geschichte der Nachkriegszeit „auszeichnet“. Ein Volk, dessen Jugend mit der bitteren Not beruflicher Aussichtslosigkeit zu kämpfen hat, dessen Alter ohne zulängliche Versorgung dahinvegetiert, dessen Männer einen heroischen Kampf um eine bescheidene, allzu bescheidene Existenzbasis führen und dessen Frauen in stillem Erdulden Tag für Tag wahres Heldentum beweisen, ein solches Volk vermag „akademische“ Diskussionen vom sicheren Port der Klubseffel aus nicht mehr zu ertragen. Es will knappe, genaue und sofort ausführbare Vorschläge sehen, es ist bereit, seine letzte Kraft für die Durchführung solcher praktischen Pläne einzusetzen, aber es fühlt sich durch ergebnisloses Sinassieren, mag es noch so „interessant“ sein, verlezt und abgestoßen.

Wird die Londoner Weltwirtschaftskonferenz, die am 12. Juni zusammentritt, wirkliche Hilfsmaßnahmen für die Weltwirtschaft vorschlagen oder wird auch diese Konferenz eine unter vielen in der Reihe repräsentativer Fehlschläge sein?

Man mag dieser Frage entgegenhalten, ob denn gerade die Weltwirtschaft ein geeigneter „Bewährungsgegenstand“ für solche Einkehr durch Abkehr vom Konventionellen sei oder ob es sich hier nicht zwangsläufig um untaugliche Versuche am untauglichen Objekt handeln muß. Wir antworten „Nein“. Denn wir sehen die besondere deutsche Sendung auf der kommenden Weltwirtschaftskonferenz nicht im Mitteilichen in der Vorhalle der Wechsler und Schacherer, sondern in der siegreichen Durchsetzung der Mission, die heute in historischer Stunde dem Lande der europäischen Mitte obliegt. Ueberwindung der Konventionen einer Wirtschaftsroutine, die längst Erstorbenes in den gläsernen Särgen eines gelehrten Jargons festhält und Verkündung der frohen Botschaft der sich wieder regenden Hände, das ist die Aufgabe und die Sendung desjenigen Volkes, das heute wie kein zweites im Zeichen der Jugend steht. Des Volkes der Mitte, das zwischen den überdimensionierten Apparaten der alten Wirtschaftsmächte des Westens und den werdenden Volkswirtschaften des Ostens und Südostens steht.

Die Lage, die es zu beheben gilt, ist ebenso einfach wie tragisch. Man würde den Mann als einen wirtschaftlichen Christoph Columbus preisen, der uns einen neuen Kontinent von Käufern entdeckt hätte, durch deren Versorgung die stillstehenden Räder

unserer Industrie wieder in Gang kämen. Tatsächlich gibt es nun ein Volk von sechzig Millionen künstlich ausgeschalteten Käufern, deren voll befriedigter Bedarf ausreichend wäre, um eine angemessene Beschäftigung der großen Industrienationen sicherzustellen. Es sind dies die Arbeitslosen aller Länder. Nach einer Schätzung des Statistischen Reichsamtes feiern in den Industrieländern Europas, Nordamerikas und in den britischen Dominions gegenwärtig etwa 28 Millionen Menschen, mit Einschluß der exotischen Arbeitslosigkeit dürften es gut 30 Millionen sein. Rechnen wir nun, daß im Durchschnitt ein Arbeitsloser einen Angehörigen zu erhalten hat, dann gibt das einen Ausfall von 60 Millionen Käufer. Es ist doch so: weil der Berliner Arbeitslose Meier seine Kinder nicht mehr neu einzukleiden vermag, kann der amerikanische Farmer Smith für seine Baumwolle keinen zureichenden Preis mehr erzielen. Denn niemand kauft ihm die ganze Ernte ab. Diese Gleichung ist so einfach, aber was umschließt sie alles! Das Feiern der Eisenbahnen und Schiffe, die auf Baumwollfracht angewiesen sind, das Stillliegen der Kaianlagen in den Hafenstädten, das Stillstehen der Spindeln und Webstühle, die Arbeitslosigkeit des Verkaufs- und Verwaltungspersonals.

Wenn aber die grundlegende Gleichung des Weltelendes so einfach ist, warum hat sich die Lösung als so schwer erwiesen? Hier setzt nun erstmalig die deutsche Sendung auf der Weltwirtschaftskonferenz ein: wir haben nachzuweisen, daß die Lösung nicht gefunden werden konnte, solange die in gemeinsamer Not verbundenen Völker sich weigerten, auf dem Fuße der Gleichberechtigung miteinander zu arbeiten. Solange sich die Illusion von Siegern und Besiegten in dem unheilvollen Instrument der politischen Verschuldung symbolisierte, mußte sich die Krise immer mehr verschärfen. Heute liegen zwischen Käufern und Verkäufern, zwischen Meier-Berlin (der seine Kinder kleiden will) und Smith-Wisconsin (der die Erzeugnisse seiner Farm lohnend absetzen will) Drahtverhaue und Stachelreiter in der Form von Krienzöllen, Einfuhrkontingenten, Devisenverordnungen, Stillhalteabkommen. Heute drohen dem Kaufmann, der zwischen Smith und Meier friedlicher Mittler des Bedarfs sein möchte, Nackenschläge durch Devaluationen und verwaltungsmäßige Restriktionen, die ihm den Lohn der Mühe rauben.

Wie kommen wir aus diesem verkrampten Stellungskrieg heraus? Ich sehe Deutschlands Sendung auf der Weltwirtschaftskonferenz in der Beiseiteschiebung einer Reihe konventioneller Illusionen, welche die Wirklichkeit des grauen Elends dadurch überwinden wollen, daß sie ihr Traumgebilde von Idealwelten gegenüberstellen. Gewiß, es ist etwas Wunderschönes, einer Welt, die sich den Weg zur Wohlfahrt der Nationen mit Zöllen verbarrikadiert hat, einen Zollabbau zu empfehlen. Aber was ist damit in Wirklichkeit getan? Ich glaube nichts. Denn die reale Tatsache, daß der deutsche Bauer nicht zu bestehen vermag, wenn die Nachbarländer den Ueberfluß ihrer Agrarproduktion zu Dumpingpreisen auf den Markt, einen Markt lauffchwächster Konsumenten werfen, bleibt bestehen, ist lebenswahrer als die Deklamation des Freihandels. Also, wird hier Verzicht auf die Abstellung der Uebertreibungen des Handelskrieges gefordert?

Ganz gewiß nicht, aber es wird von Deutschland, dem Lande der Mitte zwischen Industrie- und Agrarstaaten, erwartet, daß es positive Vorschläge macht, um ein Instrument der internationalen Handelspolitik zu schaffen, das nicht wie bisher haltlos zwischen Illusion und Extravaganzen hin und her schwankt.

Wie ist denn der internationale Handelskrieg, der eine so hübsche und perfide Bereicherung durch die Greuelpropaganda-Industrie der Exportkonkurrenz erhalten hat, entstanden? Nun, die Gläubiger der Welt bestanden auf ihrem Schein, und wenn die armen Schuldner zahlen wollten, zahlen mit den Produkten ihrer Arbeit, dann schlug man ihnen das Tor vor der Kasse mit schutzzöllnerischen Abwehrmaßnahmen zu. Viele Nationalökonomten, unter ihnen ein so furchtloser Wahrheitsfucher wie J. M. Keynes, glauben zwar nicht mehr, daß der Zollwahnsinn durch rein zolltechnische Maßnahmen überwunden werden kann. Aber sie glauben, daß eine bewußte internationale Kredit-

expansionspolitik die Wurzel des Übels auszurotten vermag. Auf diese Theorie sei hier nicht eingegangen, da sie uns nur ein Teil eines umfassenderen Programms zu sein scheint, dessen von Deutschland vorzubringende Punkte jetzt nachstehend zusammengefaßt seien.

II.

Die Wurzel alles Übels liegt in der politischen Verschuldung. Für Deutschland hat diese Frage durch das Abkommen von Lausanne einen vorläufigen Abschluß gefunden, aber am Horizont droht ein neuer Schuldner-Gläubigerkrieg zwischen den USA. einerseits und Frankreich-England andererseits. So pikant es wäre, das so „vertragstreue“ Frankreich in der Fülle seines Goldschatzes dieselben Argumente vorbringen zu sehen, die es dem armen Deutschland so übel nahm — ein neuer Krieg zwischen Schuldnern und Gläubigern wäre ein Unglück. Gewiß, das Abkommen von Lausanne sichert uns vor einem Rückgriffsrecht Frankreichs auf das Reich für den Fall, daß Amerika mit Erfolg eine Schuldzahlung verlangt. Aber das genügt nicht, Deutschland kann sich zwar in der neuen Schuldenauseinandersetzung formal neutral verhalten. Es muß jedoch wissen, daß sowohl die Frage der Währungsstabilisierung wie die der Auslandsverschuldung in das große Clearingverfahren, für das die interalliierte Verschuldung einen Kernpunkt bildet, unlösbar hineinverflochten sind.

Deutschlands Interesse an der Neuordnung der Weltwährungspolitik scheint mir sehr eindeutig zu sein. Es braucht eine ausreichende Sicherheit vor Wiederholungen des September 1931, als England die internationale Währungsgemeinschaft sprengte. Es kann es sich auf die Dauer nicht leisten, als eines der Länder mit schwächster Devisenreserve an einer fiktiv gewordenen Goldparität festzuhalten. Aber eben infolge der Schwäche seiner Devisenreserven und infolge seiner massiven Auslandsverschuldung kann es sich nicht wie England und Amerika Kampfsdevaluationen leisten. Zudem ist es, da erst 10 Jahre seit einer allgemeinen deutschen Hochinflation verflossen sind, zu besonderer Vorsicht gegenüber Inflationspsychofen seiner Bevölkerung verpflichtet. Deutschland hat daher meines Erachtens alles Interesse an einem neuen internationalen Währungsausgleich, der die Rolle übernimmt, die die englische Goldwährung im neunzehnten Jahrhundert hatte, als Regulator des Welthandels. Ob man dabei mit Keynes an eine internationale Emission von Goldzertifikationen denkt, ob man die Umwandlung der Internationalen Bank in Basel von einer Tribut-Buchhaltung in ein Weltkredit-Instrument plant, ob man eine dritte Lösung der Notenbank-Zusammenarbeit im Auge hat, das sind Fragen für Währungs- und Kreditfachleute und gehören nicht in diese Erörterung. Aber es muß, populär gesprochen, Eines erreicht werden: entweder finden Amerika und England wieder den Anschluß an das Gold oder aber Deutschland muß seine Währungsverfassung der der beiden führenden Welthandelsmächte in irgendeiner Form anpassen. Dabei wird zu unterscheiden sein zwischen der Goldwährung als technischem Instrument und der alten „Goldparität“. Um nicht mißverstanden zu werden: es muß für Deutschland darauf ankommen, im Verständigungswege zu einem allseitigen Währungsabkommen zu gelangen, das ihm in Zukunft die Verteidigung der neuen Währungsstabilität aus eigener Kraft gestattet.

Es wird das aber nur können, wenn sich die Weltwirtschaftskonferenz der Neuordnung der deutschen Auslandsverschuldung annimmt. So dringlich mir die Ordnung des Währungswirrwarrs erscheint: ich muß gestehen, daß ich mir eine Expansion der internationalen Kreditgewährung erst nach Konsolidierung der bestehenden Schuldverhältnisse vorzustellen vermag. Das Deutsche Reich schuldet dem Auslande heute rund 20 Milliarden Mark, deren Tilgung und Verzinsung rund 1,3 Milliarden Mark im laufenden Jahr erfordert. Die Ueberschüsse aus dem Außenhandel und den Dienstleistungen (wie Schifffahrt usw.) werden nicht ausreichen, um diesen Betrag zu verdienen. Die kleine Devisenreserve der Reichsbank von 310 Millionen Mark spielt, wenn man

sie nicht à fonds perdu in ein Faß ohne Boden werfen will, für die Ueberbrückung des Fehlbetrages keine Rolle.

Was also soll geschehen? So wenig die Weltwirtschaft bei einem franko-amerikanischen Schuldenkrieg blühen und gedeihen kann, so wenig kann sie es in Erwartung deutscher Zahlungsschwierigkeiten. Zumal, wenn zu der laufenden Devisenunterbilanz noch die (vorläufig durch Stillhalteabkommen gebannte) Gefahr der Rückforderung auch nur eines Teiles von 9,3 Milliarden Mark kurzfristiger Schulden kommt. In Deutschlands Willen zur ehrlichen Begleichung seiner Verbindlichkeit darf nicht gezweifelt werden, aber die Weltwirtschaftskonferenz soll nicht unsern guten Willen prüfen, sondern die Welt durch rechtzeitiges Handeln von der Gefahr eines zweiten Juli 1931 bewahren. Sie kann es, wenn sie sich entschließt, die deutschen Schulden (die aus Not genommen, aber sehr leichtsinnig gegeben wurden) als Verpflichtungen zu betrachten, die nach Maßgabe des jährlichen echten Devisenüberschusses abzutragen sind. Man wird eine feste Minimalverzinsung festsetzen und darüber hinaus eine zusätzliche flexible Verzinsung zu vereinbaren haben, die nur aus dem Devisenertrage und nicht aus der Devisensubstanz entrichtet wird. Es kann sich auch hier nicht um die Erörterung kredittechnischer Einzelheiten handeln, sondern nur um die Aufzeigung der allgemeinen Richtung, die zu beschreiten ist. Insbesondere bleibt es sich gleich, ob die Zinsen flexibel gestaltet oder die Nominalhöhe der Schuld modifiziert wird.

Nehmen wir einmal an, die interalliierte Verschuldung sei geregelt, ein neues internationales Währungsabkommen geschlossen und die Anpassung der Verschuldung des Deutschen Reiches an seine Zahlungsfähigkeit erfolgt. Braucht dann noch der ganze künstliche Apparat von devisen- und handelspolitischen Schutzmaßnahmen aufrechterhalten zu werden, soweit es sich lediglich um Abwehrmaßnahmen im vergangenen Schuldner-Gläubigerkrieg handelt? Doch kaum. Daher sehe ich einen weiteren Teil der deutschen Sendung auf der Weltwirtschaftskonferenz in dem Vorschlag, zunächst diese reinen Kampfmaßnahmen abzubauen und dem Welthandel die bescheidene Bewegungsfreiheit zurückzugeben, die er anno 1930/31 hatte. Jedoch: seitdem, so wird man sagen, ist einiges passiert. Es ist die Konferenz von Ottawa abgehalten und Englands Zollpolitik reformiert worden, das Reich hat seine Agrarwirtschaft neugeordnet, Amerika hat seinen Zolltarif revidiert. Darum wird zu unterscheiden sein zwischen reinen Kampfmaßnahmen, die eben rückgängig zu machen sind, und der Auffindung neuer handelspolitischer Formen, die an die Stelle der nicht immer ausreichenden, rein formalen Meistbegünstigungen zu treten haben. Die formale Meistbegünstigung wird durch die erhöhte Berücksichtigung von Nachbarschaftsklauseln zu ergänzen sein, wobei für das Reich als „Nachbarschaft“ sinngemäß das mittlere und östliche Europa anzuerkennen wäre. Das Deutsche Reich hat weiter, nach Maßgabe des jüngsten deutsch-holländischen Abkommens, eine Antwartshaft auf eine verstärkte Preisschutzklausel bei Agrarprodukten, die besonders scharfer Konkurrenz unterliegen.

Wird diese Neuordnung des handelspolitischen Vertragswesens mit einer Neuordnung der Kredit- und Schuldverhältnisse verbunden und ein tragbarer Währungsausgleich ermöglicht, so darf Deutschland mit dem Ergebnis der Weltwirtschaftskonferenz zufrieden sein. Denn es hat alsdann den Atemraum bekommen, der notwendig ist, wenn es aus eigener Kraft den Neubau seiner Wirtschaft vornehmen soll.

Maximilian Claar

Kolonialkampf in der Sahara

Die Kolonial- und Mandatspolitik des Königreichs Italien

I.

Von zwei Seiten zu gleicher Zeit wird gegenwärtig das große Problem einer Revision der Friedensverträge zur Erörterung gestellt. Formal durch Mussolini. Er hat MacDonald in Rom den sogenannten Paktvorschlag überreicht, dessen Kern eben die Revisionsfrage ist. Er hat ihn den begreiflichen Widerständen gegenüber hartnäckig verteidigt. An Frankreich wendet sich der den Vorschlag bekräftigende Beschluß des Großen Faschistenrats in Rom. An die Kleine Entente der von Mussolini im amerikanischen „Universal Service“ veröffentlichte, ungewöhnlich scharfe Artikel aus Mussolinis eigener Feder. Hand in Hand mit dieser formalen Aufwerfung der Revisionsfrage gehen die natürlichen Folgen der nationalen Erneuerung Deutschlands. Ist Italien ein Siegerstaat, der entschieden von Versailles abrußt, so ist Deutschland das vornehmste Opfer der Verträge. Beide sind heute aber gleich entschlossen die Ketten jenes Diktats zu zerbrechen. Deutschland zum eigenen Heil und Frommen, Italien als ein Werk der Gerechtigkeit für Deutschland und Ungarn.

Zu dem großen Komplex der Revisionsfragen gehört aber ein Problem von außerordentlicher Wichtigkeit, das mit besonderer Vorsicht angefaßt werden muß, das Problem der Kolonien und Mandate. Diese Frage ist die einzige, in der die Interessen der beiden befreundeten Reiche in Konflikt geraten können. Mussolini hat verkündet, daß kein Kolonialwunsch anderer Mächte, also in erster Linie Deutschlands, erfüllt werden könne und dürfe, ehe nicht das 1919 an Italien begangene Unrecht wiedergutmacht sei. Solche schwerwiegende Gegenätze aber beseitigt man nicht, indem man ihre Erörterung vermeidet. Alles kommt vielmehr darauf an, sie objektiv und eingehend zu verstehen und zu würdigen. Deshalb sollen die folgenden Ausführungen einer knappen Darstellung der italienischen Kolonial- und Mandatspolitik seit den Friedensverträgen dienen.

II.

Italien stellt neben dem Deutschland der Vorkriegszeit die europäische Großmacht dar, die am spätesten eine Kolonialpolitik inauguriert hat. Von der Besetzung Massauas am Roten Meer 1883 bis zur Eroberung Libyens 1912 beschränkte sich der italienische Kolonialbesitz auf Eritrea und auf den nicht von England beanspruchten Teil der Somaliküste. Der Versuch, mit dem Protektorsvertrag von Ucialli 1889 von Eritrea aus auf Abessinien übergzugreifen, scheiterte 1896 nach der militärischen Niederlage von Adua im Verzichtsfrieden von Abis Abeba. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts machte man schüchterne Versuche, von Afrika nach Kleinasien übergzugreifen. Man bereitete auf Grund einer wirtschaftlichen Durchdringung Zukunftsansprüche auf die türkischen Wilajets Adalia und Adana vor, namentlich seit die jungtürkische Revolution von 1908 und die auf ihr fußenden Ereignisse in Bosnien-Herzegowina und Bulgarien Ausichten auf Verfall des türkischen Reiches zu eröffnen schienen. Deutschland besand

sich als Freund der Türkei und Verblündeter Italiens damals schon in einer ähnlichen Lage wie später gegenüber dem italienischen Eroberungskrieg in Nordafrika. Dieser letztere hing aufs engste zusammen mit jener nationalistischen Renaissance im politischen Leben Italiens, die damals in Berlin und Wien in keiner Weise erkannt und gewürdigt wurde. Die tatendurstigen Nationalisten, die Vorläufer der Interventionisten von 1915 konnten das Italien Giolittis nicht zu einem europäischen Kriege drängen, aber sie erreichten die Entscheidung über Italiens künftige Kolonialpolitik in Nordafrika. Libyen wurde erobert und im Frieden von Ouchy 1912 für Italien gesichert.

Die Periode der italienischen Neutralität gegenüber dem Weltkrieg 1914—1915 zwang die italienische Außenpolitik zu Verhandlungen nach beiden Seiten. Wir wissen heute aus den Erinnerungen Salandras, daß der Krieg an der Seite der Entente schon seit dem Spätherbst 1914 nur eine Frage des Zeitpunkts war. Es hat also heute keinen Zweck mehr, die mit Bülow in Rom geführten Verhandlungen zu analysieren. Die Mittelreiche konnten daher auch mit nordafrikanischen Kolonialanerbietungen auf Kosten Frankreichs keinen Eindruck machen. Umgekehrt formulierte Italien gegenüber der Entente im Londoner Vertrag vom 26. April 1915 seine eigenen Wünsche. Diese muten auf kolonialpolitischem Gebiet sehr bescheiden an. Das hat seinen guten Grund. Obwohl man es später nicht hat wahrhaben wollen, glaubte Italien im Frühjahr 1915, in einen verhältnismäßig kurzen und nicht opferreichen Krieg einzutreten. Man unterschätzte namentlich die Widerstandskraft Oesterreich-Ungarns und erklärte ja dem Deutschen Reich zunächst formal mit voller Absicht den Krieg überhaupt nicht. Der italienische Außenminister Sonnino beschränkte daher seine Forderungen auf das Notwendige, also in erster Linie die irredentistischen Eroberungen auf Kosten der habsburgischen Monarchie. Kolonialpolitisch erstrebte man nur Grenzerweiterungen an der West- und Ostgrenze Libyens von seiten Englands und Frankreichs. Mehr hatte man namentlich hinsichtlich der Südgrenze schon deshalb nicht verlangen können, weil 1914—15 dank der energischen Insurgierung des Landes durch Enver Pascha die tatsächliche Herrschaft Italiens auf die Küste beschränkt war.

Die unerwartete Dauer des Krieges mit seinen riesigen Opfern veranlaßte Sonnino, wieder auf asiatische Kolonialpläne zurückzukommen. Als 1916—17 die Entente die Zukunft der Türkei mit Ausschaltung aller dort bestehenden deutschen Interessen besprach, ließ sich Sonnino in den vor dem Krieg erstrebten kleinasiatischen Wilajets durch den Vertrag von Saint Jean de Maurienne eine Zone zuweisen. Das sollte für die Friedensverhandlungen 1919 verhängnisvoll werden.

In Versailles bestand weder bei Wilson noch bei Clemenceau oder Lloyd George die Neigung, Italiens moralischen Anspruch auf Teilnahme an der Beute der deutschen Kolonien zu befriedigen. Man begründete das damit, daß der gänzliche Zerfall der habsburgischen Monarchie den Italienern viel mehr gegeben habe, als sie erwarten durften. Sie erstrebten Welschtirol, Görz und Triest und erhielten nun auch Deutsch-Südtirol, Gradiska, das ganze Küstenland, Istrien und später auch Fiume und Zara. Daß Italien trotzdem noch ganz Dalmatien erstrebte, führte zu einem Bruch, insofern die italienischen Vertreter die Friedenskonferenz demonstrativ verließen, aber lediglich mit dem Erfolg, daß in ihrer Abwesenheit nicht nur Dalmatien an Jugoslawien gegeben wurde, sondern auch der Ausschluß Italiens von der Verteilung des deutschen Kolonialbesitzes endgültig wurde. Statt dessen bot man den Italienern unter Berufung auf den Ver-

trag von Saint Jean de Maurienne einen großen Teil Kleinasien mit Smyrna an. Sonnino war klug genug, abzulehnen, sonst hätten wahrscheinlich 1922 die Türken dort den Italienern dasselbe Schicksal bereitet wie den Griechen.

III.

Italien ging also aus dem Weltkrieg und den Friedensverträgen in kolonialpolitischer Hinsicht mit völlig leeren Händen hervor. Die Erbitterung darüber wurde noch gesteigert durch die Tatsache, daß Frankreich und England nicht einmal die beschiedenen Verpflichtungen des Londoner Vertrages von 1915 erfüllten, während sie andererseits auch bei der Organisation der Mandate durch den Völkerbund an dem völligen Ausschluß Italiens festhielten. Die kraftlosen Regierungen der ersten Nachkriegszeit mit ihrer Abhängigkeit von den kolonialfeindlichen Sozialdemokraten hatten keine Möglichkeit, dagegen zu reagieren. Es entstand aber seit 1922 für Mussolini und den Faschismus die Frage, was gegenüber einem Zustand zu tun sei, dessen Untragbarkeit für das neue Regime des erstarkenden Italien außer Zweifel stand.

Mussolini war, wie wir heute nach zehn Jahren sehr wohl wissen, vom ersten Tag an in der Außenpolitik vorsichtig und zurückhaltend. Er hat nie versucht, schwierige Situationen zu forcieren und sich dadurch einer Niederlage auszusetzen. (Das könnten sich auch heute Elemente vor Augen halten, die wie Herr Benesch die Einstellung Mussolinis zur Revision der Friedensverträge glauben, mit einer Handbewegung abtun zu können.) Auch in der Kolonialpolitik ist er langsam, und man kann sagen, methodisch seinen Weg gegangen. Es gibt für diesen Weg zwei Ausgangspunkte: einen staatsrechtlichen, nämlich die unterbliebene Erfüllung des Londoner Vertrags, und einen moralischen, die Wiedergutmachung des Italien 1919 von seinen Verbündeten zugesfügten Unrechts. Die Schwierigkeit der Lösung liegt darin, daß in beiden Komplexen Italien der Fordernde ist und daß alle Forderungen sich an dieselben Stellen, nämlich Italiens Kriegverbündete, richten. Auch hier hat nun allerdings der Gang der europäischen Politik im letzten Jahrzehnt eine Unterscheidung bewirkt. England, das allmählich von Frankreich in der Politik Deutschland gegenüber abrückte, näherte sich auch Italien wieder mehr und vollzog 1924 die Erfüllung des Londoner Vertrags durch Abtretung der an Libyen im Osten angrenzenden Oasengebiete an diese italienische Kolonie. Frankreich hingegen, das in einen immer schärferen Gegensatz zu Italien geriet und darin noch heute verharret, hat die Abtretung der an Libyens Westgrenze stoßenden tunesischen Gebiete unterlassen. Dadurch hat es natürlich Italiens Haltung in allen Kolonialfragen versteift, die Frankreich interessieren, und das sind die entscheidenden.

Im Londoner Vertrag war von der Südgrenze Libyens nicht die Rede. Wir haben oben gesehen, aus welchem Grunde. Heute, wo Libyen bis einschließlich der südlichen Landschaft Fezzan restlos unterworfen ist, tritt diese Südgrenze in gewissem Sinn in den Mittelpunkt der italienischen Kolonialpolitik. An diesen Süden Libyens grenzen die zwei großen Eingeborenen Sultanate Bornu und Tibesti. Bis 1918 waren sie nominell unter der Souveränität der Türkei. Schon seit die Türken 1912 Libyen verloren hatten, schwebte diese Souveränität in der Luft. Im letzten Jahrzehnt ist dieses große Gebiet von Libyen bis zum Tschadsee tatsächlich unabhängig. Anlehnungsmöglichkeiten hat es zwei: an das italienische Kolonialreich im Norden oder an das zentralafrikanische Kolonialreich Frankreichs. Hier steht die eine kolonialpolitische Hauptforderung Italiens

ein. Als Erbe der Türkei in Libyen verlangt es die Ausdehnung seiner Souveränität über Barku und Tibesti bis zum Tschadsee. Gegen ein solches Zugeständnis hat natürlich Frankreich die aller schwersten Bedenken. Diese italienische Souveränität ist ein zentralafrikanischer Pfahl im Fleisch des französischen Kolonialreichs. Aber dabei ist das bei weitem nicht die einzige Gefahr, denn hier vermischt sich die Kolonialpolitik mit dem großen Problem einer Neuverteilung der Mandate.

Wird das Nordufer des Tschadsees von den Sultanatsgebieten begrenzt, die Italien erstrebt, so bespült der See am Südufer die einstige deutsche Kolonie Kamerun. Diese ist heute französisches Mandat. Und bei seiner Mandatspolitik zielt Italien eben auch hier in Frankreichs afrikanisches Herz. Mussolini steht auf dem unverrückbaren Standpunkt, daß die Ausschließung Italiens von der Mandatsverteilung von 1919 bis 1920 rückgängig gemacht werden muß. Diese Forderung ist nur zu begründet. An der Verteilung wurden Frankreich, Großbritannien, Australien, Japan und Belgien beteiligt, also von den in Betracht kommenden Staaten der Entente nur Italien nicht. Italiens heutige Forderung zielt auf das Mandat über Kamerun. Neben Mussolini ist Träger dieser Politik in erster Linie der Luftfahrtsminister General Balbo. Ihm schwebt eine Verbindung vor, die vom Mittelmeer über Libyen durch italienisches Gebiet zum Tschadsee und durch ein italienisches Kamerun zum Golf von Guinea ginge. Dabei wäre dieser dann Ausgangspunkt für den italienischen Flugverkehr nach Südamerika, den Balbo mit seinem Brasilienflug 1932 eingeleitet hat. Diese weitausschauenden Pläne annullieren auch den von manchen Seiten ausgesprochenen Zweifel, ob Italien wirklich ein Interesse daran habe, neben der mittelmeerländischen Kolonialpolitik eine atlantische einzuleiten.

III.

Eine erste mannigfache Formen annehmende Hauptfolge dieser italienischen Forderung ist natürlich der Versuch, Italien hiervon abzulenken durch Hinweis auf andere Objekte, an die es sich wenden könnte. In einer ersten Periode hat man in Frankreich solche Objekte in Asien gesucht. Dabei spielte sowohl die Erinnerung an die oben erwähnten italienischen Vorkriegsbestrebungen eine Rolle als besondere Verhältnisse im Rahmen des französischen Mandats für Syrien und des britischen Mandats für Palästina. Zuerst entstand der Gedanke, Italien das Palästina-mandat anzutragen. Man erinnert sich, daß London nach dem blutigen arabisch-jüdischen Konflikt vom Juli 1931 der dortigen Verhältnisse überdrüssig und geneigt schien, auf das Mandat zu verzichten. Damals drückten zwei ganz wesensverschiedene Elemente auf Mussolini, sich dem Gedanken geneigt zu zeigen, nämlich der Vatikan und die Zionisten. Pius XI. hat von jeher beklagt, daß in dem Lande der heiligen Stätten nur Araber, Juden und im Rahmen der Mandatsmacht der nichtkatholische Teil der Christenheit etwas zu sagen haben. Die Uebernahme des Mandats durch das katholische Italien wäre ihm außerordentlich erwünscht, denn bei der heutigen Beziehung zwischen Mussolini und der Kurie hätte davon nur der Katholizismus den Vorteil gehabt. Diese Konstellation haben auch die Zionisten für sich zu benutzen gesucht, deren Führer Weizmann und Sokolowski damals in Rom vom Papst wie von Mussolini empfangen wurden. Aber Mussolini verhielt sich dem ganzen Gedanken gegenüber aus Rücksicht auf England wie auf den Völkerbund sehr zurückhaltend und tat sehr wohl daran, da die erwartete Initiative Londons zur Preisgabe des Mandats ausblieb. Nun trat aber dafür eine Möglichkeit in den Vor-

dergrund, die Frankreich selber und das Mandat über einen Teil von Syrien betraf. Man weiß, daß die Franzosen die Verwaltung Syriens teilen möchten. Das eigentliche Syrien soll als reif für die Unabhängigkeit erklärt und wie der Irak ein Glied des Völkerbundes werden. Dafür möchte Frankreich aber das Mandat für die Republik des Libanon aufrechterhalten und verlängern. Paris sah die Kritiken voraus, die diese Politik hervorrufen mußte und die ja dann auch nicht ausgeblieben sind. Deshalb wäre es bereit gewesen, auf den Plan zu verzichten und das Libanonmandat Italien anzubieten, natürlich unter der Bedingung, daß dafür Italien auf alle anderen Mandats- und Kolonialwünsche (lies Kamerun) verzichte. Dazu aber war Mussolini unter gar keinen Umständen bereit. Vor allen Dingen konnte Italien sich nicht auf ein Mandat einlassen, das mit einem von der französischen Demokratie unklugerweise getroffenen und nationalistisch ausgebauten Parlamentarismus belastet war, nachdem das faschistische Italien das antiparlamentarische Vorbild Europas geworden ist. Dann aber lag auf der Hand, daß die Libanonrepublik nach dem Muster des benachbarten und stammverwandten Syrien danach gedrängt haben würde, in Kürze ebenfalls unabhängig zu sein. Dann hätte Italien auf seine anderen Wünsche und Forderungen verzichtet zugunsten eines Schneemanns, der ihm schließlich und vielleicht in kurzer Zeit unter den Händen zerfließen wäre. Aus alledem zog Mussolini schon vor einem Jahr die Folgerung, daß den Mächten reiner Wein eingeschenkt werden müsse. Dies geschah im April 1932 mit einer Senatsrede des damaligen Außenministers Grandi, die präzipierte:

1. Italien muß Wiedergutmachung des 1919 ihm widerfahrenen Unrechts verlangen.
2. Die Italien zu machenden Zugeständnisse an Kolonien oder Mandaten können nur in Afrika liegen, nicht in Asien.

Damit war eine klare Richtlinie vorgezeichnet. Seitdem ist ein Jahr verflossen, in dessen Verlauf sich die italienische Außenpolitik für die Revision der Friedensverträge eingesetzt hat, zuletzt in der Form des von Mussolini in Rom an MacDonald übergebenen Paktvorschlages. Man weiß, daß Italien unter Revision der Verträge, soweit es selber in Betracht kommt, zweierlei versteht: die ehemals venezianischen Küstenstädte in Dalmatien und ein Kolonialmandat in Afrika. Und da Frankreich nach wie vor von einem Verzicht auf Kamerun nichts wissen will, so sucht man in künstlichen Pressenachrichten immer noch andere Objekte zu suggerieren. Daher das von MacDonald im Unterhaus dementierte Gerücht, Mussolini habe in Rom mit ihm über eine Abtretung des ostafrikanischen Tanganjika-Gebiets verhandelt. Daher auch die soeben im Auftrag Mussolinis in Lissabon abgegebene Erklärung des Kolonialgouverneurs Zoli, daß Italien nicht daran denke, durch Kauf oder auf andere Weise die afrikanischen Kolonien Portugals zu erwerben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Problem in der Schwebe bleiben, bis eine Genfer oder sonstige Erörterung der Revisionsfrage stattfindet. Es wäre aber auch der Fall denkbar, daß Frankreich es vorzöge, mit Italien direkt eine Verständigung zu versuchen, falls Rom dafür auf weitere Verfolgung seiner Revisionspolitik zugunsten Deutschlands und Ungarns verzichtet. Das ist aber seit dem 30. Januar 1933 nicht mehr wahrscheinlich, denn das neue nationale Deutschland würde sich trotz der Freundschaft für das faschistische Italien nicht so leicht ins Schlepptau einer ihm schädlichen Verzichtspolitik nehmen lassen.

Ueberhaupt ist diese Frage der Kolonial- und Mandatspolitik geeignet, zwischen Rom und Berlin ein heißes Problem zu bilden. Italien erklärt offiziell, daß n i e m a n d

— also auch Deutschland nicht — eine Kolonie oder ein Mandat erhalten dürfe, ohne daß das an Italien begangene Unrecht gutgemacht und seine einschlägigen Wünsche berücksichtigt seien. Diese Erklärung richtet sich gewiß nicht gegen Deutschland, was Italiens Gesinnung betrifft, aber sie trifft Deutschland als natürliche Folge der seit 1919 bestehenden Lage. Kolonialmandate erstreben eben nur Berlin und Rom. Wenn also Italien seine Priorität verkündet, so muß Deutschland zurückstehen. Und wenn nicht zwei Mandate zur gleichzeitigen Verteilung gebracht werden können, so ist ein Konflikt möglich. Das um so mehr, als das neue nationale Deutschland wohl eher geneigt ist, überhaupt nicht ein Mandat, sondern einfach die Rückgabe der deutschen Kolonien zu verlangen.

Wie man sieht, ist die italienische Kolonial- und Mandatspolitik kein ausschließlich italienisches Problem, sondern auf das engste verwoben und verflochten mit den schwierigsten der schwebenden internationalen Fragen. Deshalb dürfte seine nüchtern-sachliche Zusammenfassung für das Verständnis dieser Fragen im Rahmen der Weltlage nicht ohne Nutzen sein.

Literarische Rundschau

Germanica aus der Bücherflut

Louis von Kohl — ein stolzer Einzelgänger, Skandinavier, aus Wahlverwandtschaft Deutscher — steigt, Ursprung und Wandlung Deutschlands durchforschend, nach den Grundlagen zu einer Geopolitik hinab.¹⁾ Jammer schade, daß dieses edle und tiefe Buch nur wenig über den geschlossenen Leserkreis der Deutschen Buchgemeinschaft hinausdringen wird! Aber es ist eine Ehre für diese Buchgemeinschaft, daß sie ihren Lesern solche Fragenkreise und in solcher Gestalt vorsetzen darf und kann. Auf wenigen Seiten oft — so Seite 434 bis 436 über die Schicksalsverbundenheit Böhmens und des Reiches — sprühen Gedanken aus den Feuerbränden, die hier geworfen werden, an denen sich Geschlechter folgen von Staatsmännern erleuchten könnten. Auf der einen Seite unter beständigem Tasten nach dem festen naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Grund unter den Füßen, damit man ihn nicht verliere, auf der anderen Seite mit beständiger Fernschau für alles, was jemals das „genus irritabile vatum“ seiner Seher und Dichter über den deutschen Volks-

boden irrlichtern ließ, so muß dieses Schicksalsbuch der Deutschen gelesen werden, das von geologischen Frühzeiten mit dem langjamten Rhythmus erdgeschichtlicher Perioden beginnt und im Hasten der allerjüngsten Tagespolitik ausschwingt. Immer aber ist jeder Schicksalswandel unter dem Licht des Ewigen, „sub specie aeterni“, betrachtet, und dennoch in reicher Fülle Erfahrungsgut für den im Licht des Tages Handelnden ausgebreut. Angesichts eines allein 14 Seiten umfassenden Inhaltsverzeichnisses ist es unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung dem Inhalt auch nur annähernd gerecht zu werden. Allein die 48 zum Teil flüchtig und genial hingeworfenen, aber immer gedankenreichen, leider schlecht wiedergegebenen Karten sprengen den Rahmen solcher Kritik. Denn fast zu jeder müßte man innerlich Stellung nehmen, eine eigene, oft zustimmende, oft auch widerstrebende Besprechung schreiben. Aber ein Geständnis muß ich niederlegen: Daß mir selbst in tiefbewegter Zeit nicht leicht ein Schriftwerk wieder so unmittelbar und paßend vor die Seele geführt hat: „Quantae molis erat Germanam condere gentem!“

Wie viel Feinarbeit aber nebenher, zuweilen verschlungen von den vulkanischen Stößen des Groß-Geschehens, zuweilen aber wie Silligran zur Geltung kommend, darin steckt, das ver-

¹⁾ Louis von Kohl: Ursprung und Wandlung Deutschlands. Grundlagen zu einer deutschen Geopolitik. Berlin, 1932. Deutsche Buchgemeinschaft.

rät, mit geschichtskundiger und pietätvoller Hand zugleich ein lebenswürdiges Fürstinnen-schicksal aus umwälzender Wucht heraushebend, Prinz Adalbert von Bayern²⁾, wenn er, nach ihren Tagebüchern, siebzig Jahre aus dem Leben der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, Infantin von Spanien: „Dier Revolutionen und einiges dazwischen“ beschreibt. Die fünfte liegt zwischen dem Erscheinen und der Besprechung eines Buches, das wie ein Wandelgobelin die wesentlichsten Gestalten der Zeitgeschichte von Isabella von Spanien und Eugenie von Frankreich bis zur Landflucht Alfonsos XIII. — mit seinem seltsamen Wandel von höchster Volkstümmlichkeit bis zur Ueberbürdung mit fremder Schuld — vorüberziehen läßt, aber doch alle mit der höfischen Dämpfung durch spanische und bayerische Königsschlösser und ihren distanzierenden Reiz und Zauber.

Es ist vielleicht die höchste Anerkennung, die sich für Dr. Prinz Adalbert von Bayern als Historiker aussprechen läßt, daß er es versteht, diesen ferngerückten Reiz von Ahnengalerien, Königsschlössern und uralter Ueberlieferung mit einer philosophisch-heiteren, jedenfalls souveränen Einstellung zur Gegenwart zu verbinden, wie sie auch seine Mutter so oft bewies. Wie überlegen klingt: „... der Umsturz war der Abschluß langjähriger Gärung im Lande; für die Hauptbeteiligten trotzdem — wie immer — eine unliebbare Überraschung...“ (Seite 9). Das ist für den Enkel Isabellas der Katholischen, einen Bluterben der Bourbonen, Sabsburger und Wittelsbacher zugleich, eine sehr philosophische Betrachtungshöhe aus der Vogelschau! Von solchen Ueberlegungen aber ist das Buch erfüllt. Man vergleiche nur die Flucht der spanischen Königsfamilie in die Arme Napoleons III. „... der Kaiser kannte aus eigener Erfahrung die Wechselfälle der Politik...“ oder die Heiratschancen zwischen Karlisten und Christinos oder Kapitelüberschriften wie „Hoch Alfons XII.“ und „Nach zwei Revolutionen“, die Schatten des spanisch-amerikanischen, des Weltkrieges, des Ris; und man wird begreifen, was dieser fürstliche Historiker aus den treuen Tagebüchern einer Prinzessin von Bayern und Spanien zu machen verstand.

Im Gegensatz zu dem bayerisch-spanischen Fürstenbuch, darin der Historiker aus rein geschichtlichen Perspektiven in der Zeitfolge der einzelnen Schatzzüge und der Haltung der Persönlichkeiten fast alles sieht, im Raum eine Nebensache, die er nur zuweilen streift,

hat Prof. Dr. Karl Krüger³⁾ seine „Deutsche Großraumwirtschaft“ zuerst vom erdgegebenen Grund des Raumes aufgebaut. Eine Umschlagzeichnung, die Luxemburg, Skandinavien, Zwischeneuropa mit dem Rückgrat des Donauweges, den ganzen Balkan und die Ankara-Türkei umfaßt, verrät, in welcher Richtung diese Großraumträume gehen, in denen feste und harte, nüchterne Wirklichkeit dicht neben kühnen, ideologischen Brücken und Uebergängen zu stehen kommt. Haben sie mehr Bestand als seinerzeit die Konstruktionen, die der Straße Hamburg—Bagdad—Basra zugrunde lagen und so wenig tragfähig waren? Das wird dieses Buch zu erweisen haben! Es steckt zunächst voll wertvoller Erfahrungen. Zu ihnen gehört der Einleitungssatz über „die psychologischen Vorurteile gegen die österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten und den Balkan“, mit dem Appell an den „Enthusiasmus“ zu Anfang, „ohne den jede politische Arbeit von vornherein zum Versagen verurteilt sei“, der dennoch schließt mit der Tatsache, „daß gerade die Norddeutschen erhebliche Hemmungen verspüren, wenn sie sich für großdeutsche Idealpläne einsetzen sollen“. Von solchen Kontrasten ist das Buch durchwoben. Wir wissen uns sonst vom Vorwurf des Mangels an Enthusiasmus nicht getroffen und unterschreiben deshalb gern: „Was auf das Konto Oesterreich-Ungarn unter „Schlamperei“ und „Verräterei“ gebucht wurde, hätte eigentlich auf die Separatkonten der Tschechen, Polen, Slowenen usw. gesetzt werden müssen.“ Ist es aber dann nicht gewagt, zu meinen, „es wäre zu bedauern, wenn z. B. ein so fleißiges und strebames Element wie die Tschechen — das fleißigste aller Slawen! — auch noch in der Zukunft seine alten Minderwertigkeitskomplexe an den in der Tschechoslowakei lebenden deutschen und ungarischen Minderheiten durch Unterdrückungsmaßnahmen auslassen würde und somit noch weiterhin die eigentlichen Träger des Donauraumgedankens zum Gegendruck herausfordern würde.“ (Seite 38). Vorläufig jedenfalls sind diese beiden Druckkräfte noch wirksam am Werk, wie ich mich erst aus Anlaß des 83. Geburtstages

²⁾ Dr. phil. Prinz Adalbert von Bayern: Dier Revolutionen und einiges dazwischen. Siebzig Jahre aus dem Leben der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, Infantin von Spanien. München, 1932. Sans Eder Verlag.

³⁾ Prof. Dr. Karl Krüger: Deutsche Großraum-Wirtschaft. Hamburg, 1932. Sanseatische Verlagsanstalt. Kartonierte 5,50 Mark, gebunden 6,50 Mark. 234 Seiten.

des Burg-Philosophen Masaryk in Prag überzeugen konnte, dessen Vernichtungswerk an der deutschen Donaustellung auf Seite 167 und 168 anschaulich geschildert ist. „Fraglos war der Einfluß der französischen Kulturpolitik . . . auch sehr groß.“ So steht Seite 40 geschrieben. Ist er es jetzt etwa nicht mehr als jemals zuvor, „die französische Art der Menschenbehandlung“ und „der Charme des Pariser Lebens“ mit ihrem „tiefen Eindruck auf jeden Südeuropäer, der in ihren Bann geriet“? Vortreffliches steht über die Ukraine (Seite 106 und 169) geschrieben, aber auch der Zweifel daran, „daß der Weg ans Schwarze Meer mit reiner Wirtschaftsvernunft geöffnet werden kann“ (Seite 169). Wie viel schwieriger erst war der Versuch, „den Weg an die mesopotamische Front um 250 Kilometer durch Befestigung der Kaukasusländer abzukürzen“. Davon wußte der „im Kaukasus als Bestreiter begrüßte General Kreß von Kressenstein“ manches zu erzählen, aber mehr im Stil der gleich darauf von Krüger schlagend zusammengefaßten Leidensgeschichte Kaukasus unter den Sowjets — trotz dem Offizier Stalin — Dugašewill und den drei wichtigen Georgiern im Wirtschaftsgetriebe. Eisenhart, aber folgerichtig sind die Seiten 221 bis 225 über Deutschland und die Kinderheiten, über „die Vogel-Strauß-Politik der übrigen Nationen, die glauben, unabhängig zu sein und doch politisch oder wirtschaftlich eingespannt sind in eines der beiden Kraftfelder, des Völkerbundes als Verkörperung französischen und angelsächsischen Machtwillens oder der III. Internationale als außenpolitische Triebkraft Rußlands.“ Deutschland ist zunächst von innen her andere Wege gegangen, als Krüger (Seite 224) für richtig hält. Aber es hat eben nur nach innen festen Boden unter den Füßen. Der deutsche Großwirtschaftsraum ist vorerst ein Traum, und nur Macht und Wille — gewiß von solchen Vorstellungen her anregbar — können ihn vielleicht in Leben verwandeln!

R. Haushofer

Von Mommsen bis Hans Grimm

Von der „Propyläen-Weltgeschichte“ ist wiederum ein neuer Band erschienen, der neunte: „Die Entstehung des Weltstaatensystems“ (Berlin, Propyläen-Verlag). Er gliedert sich in die Beiträge des Herausgebers Walter Goeh „Die Erschließung des Erdballs“, Felix Salomon „Geschichte der angelsächsischen Staaten im 19. Jahrhundert“, Hermann Wätjen „Mittel- und

Südamerika im 19. Jahrhundert“, Hans Heinrich Schaefer „Die islamitische Welt seit dem 18. Jahrhundert“, Martin Winkler „Russische Geschichte seit Beginn des 17. Jahrhunderts“, Friedrich Ernst August Krause „Die moderne Entwicklung Ostasiens“. Für die breite Masse mögen einschneidende Tagesereignisse auch eine grundsätzlich veränderte Stellung zur Weltgeschichte hervorbringen, niemals aber werden auch die in solcher neuen Festigkeit alle Lebensverhältnisse, die eigenen wie die der Völker, Beurteilenden der Geschichte als Lehrmeisterin entraten können. Gerade hierfür ist dieser Band recht aufschlußreich, denn der Aufstieg und der Niedergang der Völker und die geschichtlichen Gründe dafür, die Bildung ganz neuer Gemeinschaften, werden hier so überzeugend deutlich, daß auch der innerlich Besangene sich den Lehren kaum wird entziehen können. Es heißt, daß die „Propyläen-Weltgeschichte“ um einen Band erweitert werden soll, der die jüngste Entwicklung behandelt. Um so notwendiger erscheint Zurückhaltung im Urteil, bis alle Bände vorliegen.

Die Geschichte als Lehrmeisterin zu benutzen, dafür eignen sich in ganz besonderer Weise zwei Veröffentlichungen, die jüngst im Phaidon-Verlag (Wien) erschienen sind. Da sind aus Theodor Mommsens Werk Teile, die eine geschlossene Einheit bilden, herausgezogen und unter dem Titel „Römische Geschichte“ und „Das Weltreich der Cäsaren“ herausgegeben. Ein Geleitwort zum einen und ein Nachwort zum andern schrieb der ausgezeichnete klassische Philologe der Berliner Universität Professor Eduard Norden, dessen Arbeit der Berliner Universität erhalten bleiben muß, das in feinsinnigstem Eindringen Mommsens Werk würdigt und dem Leser die Größe und die Bedeutung seiner Leistung klar vor Augen führt.

Der erste Band „Römische Geschichte“ bringt auf 984 Seiten die ersten vier Bücher von Mommsens „Römischer Geschichte“, und zwar erstes Buch „Von den ältesten Einwanderungen bis zur Begründung der Republik“, zweites Buch „Von Sturz der etruskischen Macht bis zur Zerstörung Carthagos“, drittes Buch „Die Revolution“, viertes Buch „Die Begründung der Militärmonarchie“. Diese Ausgabe beruht auf der zweiten, überarbeiteten Auflage der Originalausgabe in drei Bänden. Die Abschnitte, die von der Kunst und Literatur der Römer handeln, sind herausgenommen und im zweiten Band „Das Weltreich der Cäsaren“ im Zusammenhang wieder-

gegeben. Die Kürzungen, die notwendig waren, haben Wesentliches nicht betroffen, so daß das großartige Werk in dieser gekürzten Fassung zu seiner vollen Wirkung kommt. 150 Les-
druckbilder sind beigegeben. Der ungewöhnlich niedrige Preis von 4,80 Mark wird den sehr begrüßenswerten Zweck der Ausgabe zur Erfüllung bringen: Mommsens großes Werk zu einem wahren Volksbuch zu machen.

Der Text des zweiten Teils „Das Weltreich der Cäsaren“ besteht aus dem fast ungekürzten fünften Band von Mommsens „Römischer Geschichte“, der wirklich in sich ein geschlossenes und vom ersten Teil unabhängiges Werk darstellt. Für den Mommsen-Kenner ist der stilistische Vergleich dieses Bandes mit den ersten Büchern höchst aufschlußreich und interessant. Er ist ja auch 30 Jahre nach dem eigentlichen Werk geschrieben und trägt in seinem Stil dem sehr viel schärfer gewordenen Profil des großen Historikers Rechnung. Der Wert gerade auch im Hinblick auf unser zeitliches Geschehen ist fast unausschöpflich. Sehr belebt ist das Werk durch das Einfügen von Bild- und Kartenmaterial. Wir zählen über 200 Abbildungen und 10 Karten und Pläne. Der Preis auch dieses Bandes ist auf nur 4,80 Mark festgesetzt worden.

Zum selben Preise bringt der gleiche Verlag das berühmte Werk von Herman Grimm „Leben Michelangelos“ heraus, und zwar gleichfalls in vollendeter Buchgestaltung. Herausgegeben ist der Band, der 300 Bilder in Kupfertiefdruck und eine Saltztafel enthält, von Ludwig Goldscheider. Herman Grimm, der auf diesen Blättern so oft das Wort genommen hat, hat in seinem Werke, wenn auch neuere Forschung wesentliche Züge zum Bilde des größten Künstlers aller Zeiten beigetragen haben mag, ewig Gültiges geschaffen. Ihn fesselte im Leben Michelangelos der Künstlerfeld im Strome des Zeitgeschehens. Die Wirkung dieses faszinierenden, mitreißenden Buches ist heute so stark wie am ersten Tage.

★

Ein lobenswertes Unternehmen ist die Bändchenreihe, genannt „Die deutsche Folge“, Dichtung der Gegenwart in Schulausgaben, herausgegeben von Walther Linden (München, Albert Langen / Georg Müller). Die Auswahl ist nach gesunden Gesichtspunkten getroffen und bringt das Schaffen der Gegenwart der heranwachsenden Jugend nahe. Bisher liegen vor: Paul Alverdes „Der Kriegsfreiwillige Reinhold“, Paul Ernst „Auswahl erdachter Gespräche“,

Paul Ernst „Zehn Geschichten“, Friedrich Griesse „Der Ruf der Erde“, E. G. Kolbenheyer „Heroische Leidenschaften“, E. G. Kolbenheyer „Die Brücke“, K. B. v. Mechow „Reiter im Krieg“, Adolf Meschenböcker „Deutsches Leben in Siebenbürgen“, Wilhelm Schäfer „Ausgewählte Anekdoten“, Emil Strauß „Das Grab zu Heidelberg/Besund“, J. M. Wehner „Verdun“, Ernst Wiechert „Soldat Namenlos“. Die Auswahl der Verfasser bedarf keiner kritischen Legitimation.

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde in Leipzig hat im eigenen Verlage einen „Führer zu Büchern“ „Deutsche Erzähler“ herausgegeben als Heft 2 seiner Veröffentlichungen. Dies Büchlein zählt 120 Erzähler von deutscher Art auf und ist sicherlich in hervorragendem Maße geeignet, durch die lebendigen und knappen Bemerkungen über Art, Wesen und Schaffen der einzelnen Dichter zu den Büchern selbst hinzuzuführen. Neben den ersten Teil „Lebendes Erbe“ ist als zweiter gestellt „Deutsche Erzähler der Gegenwart“, und ein Anhang über verwandte nordische, niederländische und englische Erzähler rundet das Bild ab.

★

Der Verfasser des prächtigen Buches „Die Insel der fünf Millionen Pinguine“, Cherry Kearton, hat wiederum ein feines Büchlein herausgebracht, „Pallah“ genannt (Stuttgart, J. Engelhorn), eine Tiergeschichte, wie sie in solcher Vollendung kaum ein anderer Beobachter des natürlichen Lebens schreiben kann. In 32 Jahren hat er auf Hin- und Herzfahrten durch Afrika den dunklen Erdteil gerade da, wo sonst der Mensch nicht hinkommt, genau erforscht. Pallah ist eine kleine Schwarzzeferseantilope. Er begleitet die von ihrem Rudel Versprengte auf ihren Irrfahrten, die sie mit verwandten Tiergruppen und den großen und furchtbaren Feinden ihrer Art, den Herren der Wildnis, Löwen, Krokodilen, Elefanten, in freundliche und gefährliche Berührung bringen. Das alles wird ohne jede dumme Vermenschlichung der Tierpsychologie wahres Leben, unterstützt durch prachtvolle Aufnahmen aus der Tierwelt. Seinen Zweck, den Unrichtigkeiten und den Fälschungen afrikanischen Tierlebens in der Freiheit, wie sie viele gefällige Erzähler und neuerdings in gefährlicher Form der Film versuchen, durch die Wahrheit der Schilderung vom Leben und Treiben der Tiere in der Frei-

heit entgegenzuwirken, hat Cherry Kearton vollkommen erreicht. Das Buch ist eine höchst erfreuliche Bereicherung unseres Wissens von unseren vierbeinigen Verwandten.

★

Ein Buch von Eigenart ist das Buch des Koreaners YOUNGHILL KANG „Das Gras da“, eine Art Autobiographie (Leipzig, Paul List), aus dem wir sehr viele Einzelheiten von hohem Reiz erfahren über Korea und seine ihres Lebens. Aber das ist nicht das Wichtige Bewohner bis in die kleinsten Alltäglichkeiten an diesem Buch, sondern es ist die Spiegelung in einem Sohne Koreas, der zum Höchsten für sein Volk strebt, wie der Freiheitskampf ihn und sein Volk ergreift gegenüber der sehr harten, rücksichtslosen und oft grausamen Unterdrückung durch Japan. Zu den welt-historischen Vorgängen, welche in dem Freiheitskampf aller unterdrückten Völker Asiens sich abzeichnen, ist dieses Buch ein wesentlicher Beitrag, wenn man aus der Ferne auch nicht entscheiden kann, ob die historische Wahrheit im Interesse Koreas und der Koreaner gefärbt ist. Für die Glut des Hasses gegen die Unterdrücker aber ist es ein überzeugendes Dokument.

★

Hans Friedrich Blunds deutsche Vorzeitromane, in denen er, wie gerade auf diesen Blättern auf das stärkste hervorgehoben ist, uns Wege zum neuen germanischen Mythos wies, sind zusammengefaßt unter dem Titel „Die Urväter-Sage“ jetzt in der Deutschen Buchgemeinschaft (Berlin) erschienen. Dieser frühgeschichtliche Roman unseres Volkes faßt die „Gewalt über das Feuer“, den „Kampf der Gestirne“ und endlich die Sage von Wieland, dem Schmied, „Streit mit den Göttern“, zusammen. Das erste ist bekanntlich eine nordische Schöpfungsgeschichte, das zweite spielt in der Zeit der Entstehung des germanischen Volkes, der Sünengraberzeit, das dritte in der Bronzezeit. Einzelne waren die Bücher bei Diederichs erschienen. Die Freunde von Blunds Schaffen werden feststellen, daß keine erheblichen Änderungen gegenüber der ersten Fassung vorliegen, eine gewisse stilistische Überarbeitung ist spürbar und an einigen Stellen eine stärkere Zusammendrängung. Wir können nur wünschen, daß gerade in der jetzigen Zeit die Verwaltung unseres Vorzeitgutes in den Händen so dichterischer und zugleich so besonnener Männer wie Hans Friedrich Blund bleibt.

S. G. Millin behandelt in seinem Roman „Gottes Stiefkinder“ (München, C. S. Beck) ein bedeutames und sehr ernsthaftes Rassenproblem, das im Hinblick auf die Auseinandersetzungen im Deutschen Reich auch für uns von aktueller Bedeutung ist. Das Schicksalhafte der Blutmischung zwischen der weißen und schwarzen Rasse wird an der Geschichte einer Familie in vier Generationen zu erschütterndem Ausdruck gebracht. Ein englischer Missionar glaubt, um die Schwarzen ganz für das Evangelium zu gewinnen, schon nicht mehr voll Herr seines Verstandes, das letzte Opfer bringen zu müssen und heiratet eine Negerin. Seine Nachkommen überwinden mehr und mehr äußerlich die Merkmale des schwarzen Blutes, innerlich sein Einziger, und sie alle lehren so oder so zu ihrem schwarzen Volk zurück aus dem unüberwindlichen schwarzen Blutserbteil heraus. Das alles wird ohne Tendenz, aber menschlich ergreifend dargestellt, und so bildet dieses Buch in der guten Uebersetzung von Alice Steiner ein menschlich bedeutames Dokument.

Das kann man von dem Roman von Reinhold Conrad Mutschler „Liebe in Monte“ (Berlin, Paul Reiss) durchaus nicht sagen. Das, was hier gegeben wird, ist reine Literatur — alle seine Menschen reden druckfertig, aber lange nicht so geschäftig, wie sie und ihr Autor es glauben — und so bleibt diese angedichene Liebesgeschichte eines nach Ansicht des Verfassers ungemein bedeutenden deutschen Mannes zwischen zwei bis drei Frauen trotz des farbigen Kiviera-Intergrundes eine dünne Literaturangelegenheit.

Die Verfasserin des „Sögen“, Alma M. Karlin, bringt einen neuen Roman heraus „Windlichter des Todes“, der in Siam spielt (Leipzig, Fesse & Becker) und das Schicksal von Europäern behandelt, die mehr oder weniger Widerstandskraft gegen den entnervenden Einfluß des Klimas und der Umwelt aufbringen, zum Teil durchstoßen, zum Teil zugrunde gehen. Die Verfasserin zeigt auch in diesem Roman, daß sie Menschen scharf auffassen und in sicherer Kontur hinstellen kann. Sie ist konzeptionslos, und dadurch erhält das Buch auch eine eigenartige und merkwürdige Härte. Aber es lohnt, sich damit zu beschäftigen.

Ein Buch voll drängender Spannungen und erregten Lebens ist René Kraus' „Spione im Geldkrieg“ (Berlin, Wilhelm Schaefer & Co.). Hier wird mit großer Meisterhaft und mit gut angewendeten Mitteln der Spannung die fremdländische Industriespionage, von

deren Ausmaß sich der Laie keine rechte Vorstellung macht, und ihre Abwehr durch deutsche Männer, verkörpert in der prächtigen Gestalt eines alten Meisterdetektivs, lebendige Wirklichkeit.

★

Zum Brahms-Jubiläum ist von Universitätsprofessor Joseph Müller-Blattau eine kurze Brahms-Biographie erschienen (Potsdam, Athenaeon) mit 17 Abbildungen. Müller-Blattau, der unendlich viel für die Würdigung gerade der Volkslieder seiner ostpreussischen Heimat getan hat, widmet hier seine tiefgründige Kenntnis und die Wärme seines Herzens und die Klarheit seiner Forschung dem großen niederdeutschen Komponisten. Ihm steht gerade der junge Brahms besonders nahe, und diese Werbezeit ist ein Glanzstück des Buchleins. Von ihr aus wird der ganze Brahms deutlich, meisterhaft sind die Analysen auch der großen Werke, und die Stellung von Johannes Brahms wird endgültig umrissen. Das Buch ist ein kleines Juwel deutscher Musikermonographien.

★

Das Deutsche Ostland-Institut, Danzig, leistet unerfahrlche und vorbildliche Arbeit für den deutschen Osten. So empfehlen wir dringend die beiden Neuerscheinungen aus der Reihe „Ostland-Schriften“ (Danzig, Kommissionsverlag der Danziger Verlags-Gesellschaft) „Der Abfall Posen 1918/19 im polnischen Schrifttum“ von Dr. A. Loeßner und „Die Kultur Pommeraniens im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen“, ein Bericht über das polnische Buch von Dr. W. Lega. Wenn man aus diesen beiden Büchern wiederum ersieht, in welcher geschickten Form die Polen ihre Propaganda gegen den deutschen Osten betreiben, so wird der Wunsch um so lebhafter, daß endlich auch von deutscher Seite dieser Propaganda planmäßig mit den gleichen Mitteln entgegengetreten wird.

★

Ein Roman, der im Gegensatz zu so vielen anderen Büchern wirklich in das Innere der chinesischen Art und Seele eingedrungen ist, ist der Roman „Söhne“ von Pearl S. Buck (Berlin, Paul Zsolnay) in der deutschen Uebersetzung von Richard Hoffmann. Hier wird, oft etwas langatmig, aber überzeugend, der chinesische Ahnenkult an einer Geschichte von drei Söhnen in der Gegenwart abgehandelt.

Das Buch ist trotz seiner Längen spannend und vermittelt wirkliche Einblicke in chinesische Art.

★

Ansprechend in seiner Einfachheit ist der geschichtliche Roman „Vor tausend und einem Jahr“ von Walter von Rummel (München, Knorr u. Sirth), der in einer auch unserer Jugend zugänglichen Form deutsche und insonderheit bayerische Geschichte aus der Zeit der deutschen Ungarnnot wiedergibt.

★

Das Buch von Professor Walter Maria Kersting „Die lebendige Form“ (Berlin, Leonardo-Press) ist geeignet, nachhaltige Anregungen im Sinne der Gewissensschärfung der Hersteller und der Käufer für alle unsere Gebrauchsgegenstände zu wecken. Scharf und lebendig wird hier, unterstützt durch überzeugende Bilder, die Frage des Serienmodells und der Massenfabrikation abgehandelt. Sympathisch ist die unumwundene Forderung der Verpflichtung aller in Frage kommenden Kreise zur guten Form. So ist das Buch nicht nur ein gutes Zeugnis für den lebendig schaffenden Künstler, sondern bringt wesentliche Beiträge auch zur Kultur der Technik. Es zeigt, daß, wenn nur die schöpferische Kraft an der richtigen Stelle eingeschaltet wird, wir von allen Kulturgreueln auf das schnellste befreit sein könnten. Kersting nußt, vielleicht in einer etwas zu großen Ausschließlichkeit, seine eigenen Erfahrungen und die Ergebnisse der von ihm geleiteten Schulabteilung.

★

Hans Grimms erregendes und aufrüttelndes Buch „Der Delsucher von Duala“ ist jetzt (Langen/Müller, München) neu erschienen. Das war eine Notwendigkeit. Denn wenn ein Mann wie Hans Grimm von den unerhörten und furchtbaren Leiden unserer deutschen Kolonialkämpfer und ihrem Schicksal in englischer und französischer Gefangenschaft erzählt, so wird er auf das Ohr aller Volkskreise rechnen können. Dieses erschütternde Dokument menschlicher Niedertracht gegenüber Wehrlosen ist aber kein Dokument des Hasses, es ist jedoch eine ständige Mahnung, die für unser Volk ein Erfordernis ist, nicht zu vergessen, wessen der aus den bösesten Quellen geschürte Haß der gesamten Welt gegen uns fähig ist, wenn er die Herrschaft über uns erlangt. So verstanden, wird das Buch in hervorragendem Maße dazu beitragen, unser Volk innerlich zu festigen und es von schädlichen Illusionen frei zu halten. D. R.

Politische Rundschau

Früher sprach man gewöhnlich vom Balkanfrühling: wenn am Balkan der Knoblauch blühte, flogen die Bomben. Seit der Balkanisierung Europas ist es beinahe in dem ganzen alten Erdteil so geworden, nur daß es nicht bis zum Bombenwurf kommt, man begnügt sich mit dem Säbelrasseln. Wie sehr der Krisenfrühling 1933 diese Tatsache bestätigt hat, bedarf keiner weiteren Begründung. Es war die höchste Zeit, daß eine Reinigung der Atmosphäre erfolgte. Sie ging von zwei Staatsmännern aus, die durch die alten Ränke der Krisenmacher noch nicht vorbelastet waren, durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten und den deutschen Reichskanzler. Roosevelt hatte wohl in der wachsenden Krise einen guten Grund, die alte Ansicht aufzugeben, daß man sich jenseits des Ozeans nicht um die Dinge in Europa kümmern sollte. Wir können seinen Schritt nur begrüßen; er will die Abrüstung fördern und die unter französischem Druck immer mehr wachsende Sicherheit in Europa wieder herstellen. Die Antwort des deutschen Volkes gab sein Kanzler in einer klaren, wohl aufgebauten Rede, die eine einstimmige Billigung im Reichstag fand. Wir können feststellen, daß die nationale Regierung des Reiches die Kontinuität der Außenpolitik in klarer Führung übernommen hat, sie will die Sicherheit Deutschlands und die Abrüstung der anderen. Des Kanzlers Forderung nach Frieden fand das notwendige Echo in der Welt. Seitdem die beiden Staatsmänner gesprochen haben, ist die muffige Luft der Genfer Sitzungszimmer aus der Politik gewichen.

Wer die alte Zeherei und die Druckmittel kennt, die man in den französischen und frankophilen Kreisen Europas benutzte, wenn Deutschland ins Unrecht gesetzt werden soll, wundert sich nicht, die alten Platten wieder auf dem Völkerbundsgrammophon abgespielt zu hören. Der letzte Rest von Würde ist diesmal verlorengegangen, darum hatte der Kanzler recht, wenn er am Schluß seiner Rede erklärte, wir könnten auch ohne den Genfer Bund auskommen.

Die internationale Lage hat sich jetzt so klar gestaltet, daß wir heute folgende Feststellungen treffen können: die internationale Welt erkennt an, daß die hochgerüsteten Länder abrüsten müssen. Die angelsächsische Politik hat sich zu dem Ziel bekannt, die Unsicherheit aus Europa durch eine vorsichtige Revisionspolitik heraus-

zubringen, sie strebt schließlich einen Ausbau der Ideen des Kellogg-Paktes an, wobei Amerika die These aufstellt, der Krieg soll als Mittel der Politik in allen Streitfragen der europäischen Völker verpönt sein.

Diese Leitsätze der gegenwärtigen Politik der Weltmächte werden sich durchsetzen, auch wenn Frankreich und seine Vasallen die gegenteilige Ansicht vertreten. Wir haben für Deutschland als Erfolg zu buchen, daß die Abrüstungsfrage in einen Rahmen gebracht worden ist, der durch Genfer Manöver der üblichen Art nicht mehr so leicht gesprengt werden kann. Die folgerichtige Auswirkung dieser Tatsache ist das Wiederaufleben des Vier-Mächte-Paktes, der schon in die Papierkörbe versenkt zu sein schien. In letzter Zeit sind noch die Verhandlungen über den Pakt so weit gefördert worden, daß mit einer baldigen Unterzeichnung gerechnet werden kann. Immerhin eine gute Grundlage für den Fortgang der Genfer Konferenz und der großen Weltwirtschaftskonferenz in London.

Es wäre, wenn wir diese Momente der Entspannung feststellen, ein verhängnisvoller Fehler, wollten wir nun in Optimismus versinken. Danach sieht es in der Welt noch lange nicht aus. Deutschland wird Schritt für Schritt um seine Gleichberechtigung und seine Sicherheit noch weiterkämpfen, es wird ständig daran arbeiten müssen, die Gefahrenzone, in der es dank seiner militärischen Ohnmacht steht, unter scharfer Beobachtung zu halten, damit nicht plötzlich durch ein fait accompli besonders durch die polnischen Nachbarn, die Dämme niedergerissen werden, die in Europa aufgerichtet wurden, um den Bolschewismus fernzuhalten. Europa und die Welt sind noch lange nicht vor den Gefahren gesichert, die durch den Unruheherd der Dritten Internationale bewußt ins Ausland getragen werden. Das beste Gegengift gegen die Unruhestifter ist Arbeit und eine gesunde Wirtschaft. Hoffentlich gelingt es, auf der bevorstehenden Londoner Konferenz, die Grundlagen für beides zu schaffen.

Wir können heute noch nicht übersehen, wie die Verhandlungen sich im einzelnen gestalten werden. Einen gewissen Anhaltspunkt bieten lediglich die Besprechungen in Washington, auf die wir heute nochmals zurückkommen wollen. Frankreich hat dort nicht gut abgeschnitten. Es ist nicht nur die Devisenrate an Amerika schuldig geblieben, sondern hat erneut seine Zahlungspflicht verletzt. In den Vereinigten

Staaten wirkt jede Verzögerung der Erledigung finanzieller Verpflichtungen auch politisch mehr als schlecht. Wir können feststellen, daß Amerika heute mit Recht den Franzosen erklärt: rüßt ab, dann könnt ihr zahlen! Die alte These der Franzosen, daß erst Deutschland zahlen müsse, bevor man selbst zahlen kann, ist heute nicht mehr zu halten. Wir können deswegen wohl annehmen, daß in London nicht leicht ein Kompromiß in der Frage der interalliierten Kriegsschulden zu finden sein wird, denn von Paris aus wird man sicher versuchen, möglichst billig wegzukommen. England hat in Washington besser abgeschnitten. Die Taktik, die von MacDonald eingeschlagen wurde, die wahrscheinlich auch in London wieder in die Erscheinung treten wird, ist auf den Versuch abgestellt, durch eigene Zugeständnisse eine möglichst baldige und möglichst hohe Stabilisierung des Dollars zu erreichen. Die Angelsachsen haben sich in Washington einander genähert. Wir sehen sie seitdem meistens auf dem Gebiet der Abrüstung in einer Linie stehen, wohingegen Frankreich in einer unverkennbaren Isolierung steht, die nur dadurch verschleiert wird, daß England in finanziellen Fragen einen Sekundanten braucht. Von einer Einheitsfront der Schuldner, die früher immer in Erscheinung trat, war in Washington nichts mehr zu merken, sie wird auch so leicht nicht wieder ausgerichtet werden können.

Deutschland kann die taktischen Möglichkeiten aus dieser Lage nicht ganz für sich ausnützen, da seine eigenen finanziellen Sorgen eine gewisse Weichheit der Taktik erfordern. Wenn wir um ein Transferratorium herumkommen sollen, dann muß das Ausland Zugeständnisse machen. Es ist gut, daß die Privatgläubiger sich jetzt schon in Berlin versammeln, noch bevor auf der Konferenz von London die Fragen der Weltwirtschaft in den Vordergrund treten. Es wird in London notwendig sein, die alte deutsche Ansicht zu vertreten, daß wir nur zahlen können, wenn die Zollmauern fallen.

Die Verlängerung des Berliner Vertrages ist inzwischen erfolgt. Wir wollen es uns versagen, zu dem Vertrag heute nochmals eingehend Stellung zu nehmen. Wir haben bei früheren Gelegenheiten unsere Ansicht über die Beziehungen Rußlands zu Deutschland und umgekehrt ausführlich begründet. Heute sei nur bemerkt, daß Vertragspartner auch eine gewisse innerliche Übereinstimmung der Ansichten haben sollen. Da dies im vorliegenden Falle nicht zutrifft, glauben wir nicht, daß sich Annahmen erfüllen werden, die man da und dort vertritt.

In Genf tagt wieder der Völkerbundsrat. Er hat eine reichliche Fülle von Material zu be-

handeln, die ruhige Luft am Genfer See wird wohl auch nicht gestört werden, trotzdem in Südamerika jetzt ganz offiziell am Gran Chaco Krieg geführt wird. Die Interessen der Großen scheinen dadurch nicht berührt zu sein, sie werden durch Waffenlieferungen an beiden Parteien, warum soll man eine so gute Exportgelegenheit stören, wenn es auch in den Sagen anders heißt! Der Rat empfängt einen Bericht, der Präsident murmelt sein „adopté“, die im Vorzimmer wartenden Agenten der Rüstungsindustrie ziehen schmunzelnd ab, Gott sei Dank, das Geschäft kann weitergehen! So sieht der Völkerbund aus, wenn es irgendwo auf der Welt einmal Krieg gibt! Wir sind gespannt, wie man sich auf der Hauptversammlung des Genfer Vereins aus der Affäre ziehen wird, wenn die kleinen Staaten zu Worte kommen, die sich doch so viel von dem Institut des Friedens versprochen haben.

Es hört heute in Genf auch die gute Stimmung nicht weiter, daß Japan inzwischen vor den Toren von Peking steht. Kann angesichts der Kriegslage im Fernen Osten überhaupt noch von dem sogenannten Völkerbund als einer vor-handenen Einrichtung gesprochen werden? Er beschränkt sich darauf, die geeignete Kulisse für die französische Politik gegen Deutschland abzugeben. Diese Feststellung allein genügt aber nicht. Die Welt soll sich die Männer einmal näher ansehen, die Genf zu dem gemacht haben, was es heute ist, die Beneš, Paul-Boncour, Titulescu und Konsorten, die leider immer noch die Möglichkeit haben, die alte Feuchthei fortzusetzen. Hoffentlich findet sich bald eine internationale Persönlichkeit, die es wagt, ihnen in Genf selbst die Masken vom Gesicht zu reißen.

Beneš, der in Genf den Friedensmacher spielt, hat in den letzten Wochen erneut mit blutigem Terror seinen Ausrottungsfeldzug gegen das Subtendentschum fortgesetzt. Was irgendwie nach Nationalsozialismus aussieht, wird ins Gefängnis geworfen. Die Bevölkerung hängt so stark an ihren Führern, daß sich kürzlich Menschenmassen vor einen Eisenbahnzug warfen, der einen politischen Häftling abtransportieren sollte. Es wird bald an der Zeit sein, über die Unterdrückung und das Gewaltregiment des Herrn Beneš in seiner eigenen Heimat laut und deutlich vor der Weltöffentlichkeit Anklage zu erheben.

Nicht viel anders sieht es in Polen aus, wo man gegen das Deutschtum mit allen Mitteln vorgeht. Es gibt keine Minderheitenschutzverträge, die ausreichen würden, um die Terror-

akte zu verhindern. Wir sind der Ansicht, daß in die Sicherheitsverträge für die Staaten auch Schutzbestimmungen für die unterdrückten deutschen Minderheiten aufgenommen werden müssen, die im Osten und Südosten Spielball der Staatsvölker geworden sind. Sollen die Unruheherde politisch eingekreist werden, so müssen sie zunächst klar erkannt werden. Die Tschechoslowakei und Polen stehen an der Spitze der Staaten, die immer wieder Unruhe in die Welt tragen, um Machipositionen zu schaffen, die rechtlich und moralisch nicht haltbar sind. Was besonders in diesen beiden Staaten durch Überornmaßnahmen gegen eigene Staatsangehörige fremder Rationalität ständig für Unruhe geschaffen wird, zeigen die täglichen Meldungen der Blätter, die im Ausland objektiv berichten. Soll ein Sicherheitspakt zustande kommen, der einen praktischen Wert hat, so schaffe man im Rahmen des Viermächtepaktes eine Instanz, die als objektive Schiedsstelle sofort eingreift, wenn wieder einmal neue Unterdrückung und Gewalt gegen die deutsche und andere Minderheiten in den Staaten um Deutschland den Frieden stören. Die Schiedsstelle soll dann den Weg für eine gerechte Autonomie, besonders der Sudetendeutschen, ebnen; sie wird so am besten dem Frieden der Welt dienen.

Ueber die Vorgänge in Oesterreich ausführlich zu berichten, verbietet uns ein Gefühl völkischen Anstands. Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück. Dollfuß und sein Regisseur Starhemberg sind so weit in fremden Rehen gefangen, daß sie jeden Begriff von Volkstum bereits verloren haben. Wir erkennen in den Handlungen der beiden Männer auf Schritt und Tritt die Einflüsse der Parmasabsburg-Gruppe, die den Augenblick für gekommen erachtet, die Grundlagen für ein neues Habsburgerreich zu schaffen. Es mag sein, daß da und dort die Bauern unter dem Einfluß des Klerikalismus für die Vergangenheit schwärmen, in der großen Masse der österreichischen Bevölkerung ist das deutsche Volksempfinden so wach und lebendig geworden, daß es nicht mehr unterdrückt werden kann. Wir rechnen damit, daß sich die Regierungszeit der Dollfuß

und Starhemberg bereits ihrem Ende nähert, da der Nationalsozialismus in Oesterreich genau wie im Reich infolge der Unterdrückung durch die Regierung täglich wächst und auch im Bauerntum starke Fortschritte macht. Im Zeitalter des Rundfunks hilft keine Pressezensur mehr, auch kein Verbot des Radioapparates im eigenen Hause kann das Eindringen der Propaganda verhindern, wenn die psychologischen Voraussetzungen gegeben sind.

In Prag tagt jetzt die kleine Entente, die sich so gern als die fünfte Großmacht bezeichnet. Die Pressenvorbereitung der Konferenz läßt erkennen, daß große Aufmachung geplant ist, um die innere Machtlosigkeit und das Fehlen natürlicher Bindemittel für diese Ehe der französischen Schuldner zu verschleiern. Wenn der kleine Mann in Paris in seinem Blatt liest, daß die Macht an der Moldau unerschütterlich fest steht, dann fragt er nicht nach dem Geld, das dort schon längst verloren ist, und zeichnet weiter die Anleihen, aus denen Skoda und Schneider ihre Dividenden holen. Unter diesem Gesichtswinkel die Prager Festlichkeiten zu betrachten, halten wir für richtiger, als wenn sie politisch ernst genommen würden. Denn die fünfte Großmacht hat innerlich so große Schwächen, die durch unumstößliche Wirtschaftsgeetze diktiert werden, daß eine starke Machterhaltung nur dann möglich erscheint, wenn das Reich und Italien als Machtfaktoren ausfallen. Da damit nicht zu rechnen ist, wird Klein Genf an der Moldau hoffentlich bald daselbe Schicksal vor sich sehen wie das große Vorbild des Volksbetruges in der Schweiz.

Die innere Lage Rußlands ist durch verstärkte wirtschaftliche Schwierigkeiten noch ernster geworden. Als letztes Hilfsmittel gegen den Verfall der Kriegsindustrie hat Stalin die Posten von Generaldirektoren geschaffen, die in den Betrieben mit allen Vollmachten schalten und walten können. Die Sklaverei ist also vollendet. Wir glauben allerdings, daß auch diese Radikalkur den Verfall nicht aufhalten wird, denn die Arbeiterschaft geht zum passiven Widerstand über. Dieser lähmt schließlich jeden Betrieb und ist durch Gewalt nicht zu beseitigen.

Reinold u. a.

Vor dem Schnellrichter

Die großdeutsche Schicksalsverbundenheit

Ist von Wolken überschattet. Die Mainlinie im Reiche fiel; soll die Zwangsgrenze von St. Germain zur neuen „Mainlinie“ werden? Wären die innerösterreichischen Auseinandersetzungen um die Macht im Staate eine rein innerösterreichische Angelegenheit, es brauchte einem um das Werden und die Zukunft Großdeutschlands nicht bange zu sein. Aber hinter diesen Auseinandersetzungen stehen die Mächte, die Gleichschaltung und Anschluß nicht wollen. Im österreichischen Raum kreuzen sich die französischen und italienischen Interessen, und weder in Paris noch in Rom ist man geneigt, die deutsche Karte als Trumpf gelten zu lassen. Herr Dollfuß sieht mit einer „autoritären“ Bravour, die einer besseren Sache würdig wäre und einem ehemaligen Kaiserjäger nicht wohl ansteht. Daß sich um ihn aber alle die sammeln, die das deutsche Österreich erneut „verösterreichern“ wollen, kennzeichnet die Gefahr, und angesichts der Energie, mit der diese Regierung den unbequemen nationalsozialistischen Gegner durch Ausnahmebestimmungen abzuwürgen sucht, erscheint die schlichte Formel, die Gleichschaltung werde sich schließlich zwangsläufig durchsetzen, nicht mehr ganz zeitgemäß.

Der an sich selbstverständliche Kampf zwischen der nationalsozialistischen Bewegung, welcher der großdeutsche Gedanke mächtigen Impuls gibt, und einer Regierung, die selber immer mehr von der auch von ihr betonten deutschen Linie abrückt, wird zudem durch Begleitererscheinungen getrübt, die keinesfalls nötig wären. Daß das amtliche Österreich heute mit dem Plan spielt, die der deutschen Reichswehr angeglichene Uniformierung der österreichischen Wehrmacht durch die Wiedereinführung der alten österreichischen Chargenabzeichen abzuändern, ja, daß man am Wallhausplatz durch Sonderverhandlungen mit den Genfer Diktatmächten die Erlaubnis für die allgemeine Wehrpflicht zu erreichen hofft, anstatt als „zweiter deutscher Staat“ in Genf bedingungslos an der Seite des Reiches zu kämpfen, trägt nur dazu bei, die vorhandenen Gegensätze zu verschärfen. Die Kluft zwischen Berlin und Wien, die sich zur Freude der anderen bei dem Ministerbesuch in Österreich vor aller Öffentlichkeit aufatmet, darf keinesfalls mehr verbreitet werden, wenn die gesamtdeutsche Sache nicht Schaden erleiden soll. Diesem unerbittlichen Tatbestand

sollte man sowohl im Reiche wie in Österreich Rechnung tragen. Wenn ein Kampf zwischen den Regierungen nicht zu vermeiden war — wir hätten gewünscht, er wäre vermieden worden — so darf er niemals zu einem Kampf zwischen zwei blutsverbundenen Gruppen des deutschen Volkes werden. Dem Verein für das Deutschtum im Ausland unter der zielbewußten neuen Führung von Dr. Hans Steinacher kommt in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung zu. Er hat bei der neuen Verschärfung der Lage seine Pfingsttagung von Klagenfurt nach Passau verlegen müssen. Stärker noch als sonst muß dort über alle noch vorhandenen parteiischen Trennungsestriche hinweg das Gemeinjam herausgestellt werden. Und das muß mit seinem völkischen Takt geschehen!

★

Die Skandalalzen von Budapest,

die sich die verhezte ungarische Studentenschaft gegenüber Professor Bleyer leistete, haben das Gegenteil von dem erreicht, was ihre Urheber bezweckten. Die Darlegungen Bleyers über die unhaltbare Lage des ungarländischen Deutschtums, über die auf diesen Blättern immer wieder berichtet ist, wurden durch diese „bestellten“ Proteste nicht überdeckt, sondern vielmehr nur unterstrichen. Die Diffamierung des verdienten Vorkämpfers für das Lebensrecht der Deutschen in Ungarn gelang nicht, die Gegner mußten einlenken, zumal der mutige Professor sich trotz seines Alters nicht scheute, gegen einen seiner gehässigen Verleumder mit der Waffe anzutreten. Auch die Regierung Gömbös sah sich genötigt, die Friedensposaune zu blasen, und es liegt nun bei ihr, die Folgerungen aus der unwiderleglichen Rede Bleyers zu ziehen, das heißt: endlich den zum Schutze der deutschen Sprache und Kultur erlassenen Gesetzen und Verordnungen praktische Geltungskraft zu geben. Das Manöver, den Reichsdeutschen als Freund zu behandeln, die Existenz des ungarländischen Deutschen aber zu verleugnen, muß ein Ende haben. Für die bisherige ungarische Nationalitätenpolitik, die den Deutschen mehr oder weniger zum Analphabeten erzog, gibt es keine Entschuldigung mehr, und ebenso wenig dient es dem Ansehen der ungarischen Regierung, jenen gesellschaftlichen Bopstott und behördlichen Druck länger zu dulden, der

das Deutschtum an der geistlich verbrühten Pflege seiner Eigenkultur hindert, es sei denn, der ungarische Staat lege bewußt Wert darauf, mit Staaten verglichen zu werden, in denen es eine für alle Bürger geltende Rechtsordnung nicht mehr gibt. Die Art und Weise, wie — um ein charakteristisches Beispiel zu nennen — noch immer die Magyarisierung deutscher Namen erzwungen wird, ist nicht einmal in Polen üblich.

Die Forderungen der Deutschen sind klar und einfach: freies Organisationsrecht ohne behördliche Einmischung, Schulen, in denen wirklich in der Muttersprache unterrichtet wird, also völlige Ausmerzungen des berüchtigten Schultypus C, freier Gebrauch der Muttersprache auch gegenüber den Behörden und vor allem gerechte staatliche Durchführung aller Gesetzesbestimmungen gegenüber den Deutschen. Daß das Reichsdeutschtum in dieser Existenzfrage seiner ungarländischen Volksgenossen einer geschlossenen Meinung ist, dürfte inzwischen jedem Ungarn klar geworden sein. Zu den vordringlichen Aufgaben der nationalen Regierung des Reiches aber gehört, diese Meinung auch in den Verhandlungen von Staat zu Staat nachdrücklich einzusetzen.

★

Die nationalsozialistischen Führer

und der Staat sehen sich genötigt, immer schärfer gegen das Heer der Konjunkturritter und gegen das Schmarogertum der nationalen Revolution vorzugehen. Eine Gesinnungschnüffelei und Angeberei übelster Art wird von diesen Elementen betrieben. Die RSDAP wird nicht mehr viel Zeit verlieren dürfen, um ihre Reihen zu säubern und diesen Schädlingen das Handwerk zu legen. Denn diese Ver lumpung muß verhängnisvolle Folgen zeitigen — nicht nur in der nationalsozialistischen Bewegung. Wir haben das alles schon einmal erlebt — nach dem Umsturz 1918. Damals schwenkten Hunderttausende eilig und hemmungslos zur „fliegenden“ Linken über. Millionen hängten den Mantel nach dem Winde. Die Angst vor Gesinnungschnüffelei, um den Arbeitsplatz, um tägliches Brot taten ein übriges. Die Folge war Rückgratlosigkeit, Feigheit, Charakterlosigkeit. Und in der Politik? Man bediente sich der demokratisch-parlamentarischen Formen, um Geschäfte zu machen. Am Ende stand die Aufspaltung der Nation in „Interessentenhausen“, Korruption und allgemeine Demoralisierung.

Heute droht wieder von den Gewissen- und Bedenkenlosen her die Gefahr der „System-Politik“. Das Novembersystem hat das deutsche Volk in zwei Teile gespalten. Es darf nicht dahin kommen, daß jetzt wiederum eine solche Kluft aufgerissen wird, daß die Nation gespalten wird in nationalsozialistische Parteigenossen und Nichtnationalsozialisten. Es darf nicht zu einer Scheidung des Volkes in Staatsbürger erster und zweiter Klasse kommen.

Die nationalsozialistischen Führer sehen die Gefahr und bekämpfen sie gleich im Entstehen mit rücksichtsloser Schärfe. Millionen können sich nicht zum Nationalsozialismus als Weltanschauung bekennen, wohl aber zur nationalen Revolution und Erneuerung. Sie sind darum nicht weniger nationale Männer und nicht weniger wertvolle Kräfte für den Neubau des Reiches und der Nation. Wollte man sie verdächtigen, beschnüffeln und diffamieren, so würde man viele zum Schweigen, Ducken und Heucheln treiben. Was aber könnten dem neuen Deutschland solche rückgrat- und charakterlose Menschen nützen? Wir wollen ja gerade heraus aus dieser Ver lumpung.

In diesem Zusammenhang mag auch ein Wort zu der politischen Uniformierung gestattet sein; Uniformierung wörtlich genommen. Immer mehr tritt diese Uniformierung in die Erscheinung; das Straßenbild erhält davon ein immer stärkeres Gepräge. Niemand wird die Rolle der Nachkriegsorganisationen, wie SA, SS und Stahlhelm, in der deutschen Revolution verkennen, auch nicht ihre politische Bedeutung für die weitere Entwicklung. Aber Dr. Goebbels hat recht, wenn er sich auch hier gegen ein Zuviel wendet, gegen ein Aufkommen von immer mehr Kampfstaffeln. Der alte Kern dieser Gruppen hat einen harten Kampf bestehen müssen, der eine Angelegenheit harter Männer war. Es wäre eine Mißachtung dieser alten Kampfgarde, daneben eine Soldatenspielerlei aufkommen zu lassen. Sie ist, wie das Reichsbanner, die „Eiserne Front“ mit ihren „Hammerschaften“ usw. bewiesen hat, praktisch wertlos. Der Deutsche hat nun einmal eine Neigung zur Uniform, aber diese Neigung ist nicht bei allen dem soldatischen Geist eines wirklichen Kämpfers und dem Willen zu harter und echter Disziplin gleichzusetzen.

★

Die deutsche Gruppe des PEN-Club

hat einen neuen Vorstand bekommen. Dieser Vorstand besteht zum Teil aus Männern, die als Mitglieder des Kampfbundes gewiß mancherlei

Verdienste für die nationalsozialistische Bewegung in den vergangenen Jahren gehabt haben, wenn sie auch einen literarischen Namen sich erst noch erwerben müssen. Wir sind wohl von dem Verdacht frei, daß wir das überschätzen, was man den „literarischen Ruf“ nennt. Aber der PEN-Club ist nun einmal gegründet als eine internationale Vereinigung von poets — essayists — novellists, das heißt als Schriftstellerorganisation. Männer sollen darin vertreten sein, die als Dichter oder Essayisten Ansehen in ihrer Heimat genießen, und es wäre höchst sinnvoll, wenn man gerade im Vorstand den einen oder anderen Namen fände, der in Deutschland oder gar in der Welt eben als Schriftsteller bereits Geltung besitzt. Denn die Aufgaben, die der PEN-Club zu lösen hat, sind vornehmlich außenpolitischer Natur, und hier kann ein allgemein anerkannter Schriftsteller am ehesten Entscheidendes bewirken. Wenn in einer Sitzung geäußert wurde, der PEN-Club solle nicht irgendein privater literarischer Verein sein, so war dies richtig. Wenn daraus gefolgert wurde, er solle eine Organisation des Staates sein, so war dies grundfalsch. Der PEN-Club als staatliche deutsche Institution ist zur Wirkungslosigkeit verurteilt, denn man wird ihn im Ausland stets mit Mißtrauen betrachten, während jeder beliebige französische oder polnische Schriftsteller von sich behaupten wird, er sei frei und unabhängig, und wenn er für seine Nation eintrete, so geschehe dies aus freien ideellen Entschlüssen. Solche Leute werden dazu noch ihren literarischen Namen in die Waagschale werfen, und die Welt wird anmaßlich „Ah“ sagen und erklären, die deutschen Vertreter zählen ja nicht, sie sind ja nur staatliche Beauftragte, die das tun, was ihnen befohlen wird. Nun ist dies gewiß völliger Unsinn und würde die Lügen, die heute über Deutschland um den Erdball laufen, um eine neue verhüten. Aber eine solche neue Lüge wäre zu vermeiden, wenn man auch den Anschein vermeide, als wären die deutschen Repräsentanten in irgend einer Form mit der Regierung identisch.

Man sieht wieder einmal, wieviel wir außenpolitisch noch zu lernen haben, damit wir als Staatsvolk uns ganz in der Welt behaupten können. Auch die Erklärung der Vorstandes der deutschen Gruppe des PEN-Clubs entsprach weder in ihrer sprachlichen Formulierung dem, was hier gefordert werden muß, noch zeugte sie — bei allem guten Willen — von außenpolitischer Begabung. Man sollte heute in Deutschland sehr vorsichtig sein, mit allen Antichambriisten und Geschäftshubern, die sich jeder

neu heraussteigenden Macht an den Hals werfen. Denn gerade solche Leute können es verhindern, daß die Nationalsozialisten, die sich mit einer für sie gänzlich neuen Materie befassen müssen, die Verbindung zu den deutschen Schriftstellern finden, auf die es wirklich ankommt, und die in der Lage wären, das neue Deutschland auf internationalen Kongressen zu vertreten, kraft der Selbstverständlichkeit ihres nationalen Bewußtseins, kraft ihres Namens und kraft der Fähigkeiten, die sie zu einem Auftreten in einem Gremium vieler Völker berechtigen. Man möchte nur wünschen, daß im PEN-Club sich eine solche Erkenntnis durchsetzt und daß Herr Dr. Goebbels sich diesen Verein einmal ansieht. Denn dieser Mann, der ein so feines außenpolitisches Empfinden besitzt und der ganz im Sinne unserer Ausführungen erklärte, er würde nicht in die internen Verhältnisse des PEN-Clubs eingreifen, würde dann dafür Sorge tragen, daß auch der PEN-Club seinem eigenen Wesen, und seinen, in diesen Tagen so außerordentlich wichtigen Wirkungsmöglichkeiten mehr als bisher zugeführt wird.

Der Zwischenfall auf der internationalen Konferenz in Ragusa rückt den PEN-Club aufs neue ins Licht der Weltaufmerksamkeit. Die deutschen Delegierten sahen sich gezwungen, die Sitzung zu verlassen, als der Vorsitzende F. G. Wells das Wort Ernst Toller erteilte und als innerdeutsche Angelegenheiten — entgegen der ursprünglichen Abmachung — erörtert werden sollten. Sie taten auch das vernünftigste, was möglich war, als sie überhaupt auf eine weitere Teilnahme an der Konferenz verzichteten. Das noble Verhalten der österreichischen, Schweizer und holländischen Delegation, die mit den Deutschen die peinliche Tagung verließen, zeigte, daß wir durchaus nicht isoliert waren und das eine spätere weitere Mitarbeit in diesem Gremium durchaus eine Wendung und damit eine sinnvollere Zusammenarbeit der Nationen bringen kann.

Was ist aus diesen Vorkommnissen für uns praktisch zu lernen? Vor allem, daß es notwendig ist, aus dem PEN-Club wirklich eine Repräsentanz des deutschen Schrifttums zu machen. Das heißt, daß man in Zukunft Männer als Vertreter der deutschen Interessen ins Ausland schickt, die nicht nur den guten Willen mitbringen, sondern auch einen in Deutschland und möglichst auch in der Welt angesehenen literarischen Namen, den sie in die Waagschale werfen können und der ihren Worten ein besonderes Gewicht verleiht.

Verorgungskrisen in Sowjetrußland

stellen an sich nichts Neues dar, weil sie gewissermaßen zu einem dauernden Bestandteil der bolschewistischen Wirtschaft geworden sind. Was aber jetzt auf dem russischen Dorf und in den russischen Städten vor sich geht, ist eine Ernährungskatastrophe, die in ihrem Ausmaß die Schreckensjahre 1920/22 zu über Schatten droht. Vom furchtbaren Ernst der Lage zeugen auch zahlreiche Briefe und Hilferufe der Wolgadeutschen, aus diesen einst blühenden deutschen Kolonien Südost-rußlands, die jedes deutsche Herz erschüttern müssen. Tausende deutscher Bauern sind in den letzten Monaten verhungert, und täglich sterben neue Opfer. Man lese doch die erschütternden Berichte nach in Nr. 4/5 der Zeitschrift „Deutsches Leben in Rußland“ und lasse sich endlich zu wirksamer Hilfeleistung auf!

Die jetzige Katastrophe unterscheidet sich in mancher Hinsicht von den chronischen Ernährungsschwierigkeiten, unter denen Rußland seit dem Bestehen des Sowjetregimes leidet. Erstens hungern jetzt die Menschen auf dem Dorfe mehr als in der Stadt. Die im Zuge des Fünfjahresplanes durchgeführte Enteignung der Bauern und ihr Zusammenzwingen in den Kolchofen hat es den Kommunisten ermöglicht, die Lebensmittelvorräte fast reiflos zu erschöpfen und den privilegierten Verbrauchern in den Städten zuzuführen: Partei, GPU., Rote Armee, die wichtigsten Gruppen der Industriearbeiter. Zweitens ist die jetzige Hungersnot keine Folge von Missetaten oder sonstigen Naturerscheinungen, sondern einzig und allein die Folge der Maßnahmen der kommunistischen Regierung, der Enteignung und Kollektivierung der Bauern im Zuge des Fünfjahresplanes. Wie nicht anders zu erwarten war, ist auch der stärkste politische Druck unfähig gewesen, das Selbstinteresse des Bauern an seiner eigenen Scholle und seiner eigenen Wirtschaft zu erlösen. Das offenbart sich in geradezu erschütternder Weise in dem Niedergang des Viehbestandes seit 1928, dem ersten Jahre des Fünfjahresplanes. Laut amtlichen Schätzungen hat sich die Zahl der Pferde in der Sowjetunion in den letzten fünf Jahren von 30 auf 15 Millionen, also um die Hälfte, vermindert. Selbstverständlich können die Traktoren, die im selben Zeitraum in die Landwirtschaft „investiert“ wurden, auch nicht entfernt diese Abnahme der Zugkraft ersetzen, ganz abgesehen davon, daß der größere Teil dieser

Traktoren dauernd „streift“ — infolge schlechter Qualität (die Mehrzahl der guten, früher eingeführten amerikanischen Traktoren ist bereits „kaputtgefahren“ worden) und chronischen Mangels an Ersatzteilen. Der Abgang an anderem Vieh, Kühen, Schweinen und Schafen, wird für die letzten fünf Jahre auf 40 bis 70 Prozent geschätzt. Genaue amtliche Zahlen liegen für Westsibirien vor, vor dem Kriege das Zentrum des blühenden russischen Butterexports, das nach England und Deutschland bis 75 000 Tonnen Butter im Jahre ausführte. Von 1927 bis 1932 hat sich hier die Zahl der Milchkühe von 2 471 000 auf 1 556 000, also um 42 Prozent, vermindert, die Zahl der Schweine von 1 882 000 auf 638 000 — um 70 Prozent, die Zahl der Schafe von 10 775 000 auf 2 649 000 oder um 75 Prozent.

Noch schlimmer als der Mangel an Brotgetreide ist der Mangel an Saatgut, der sich erst in der kommenden Ernte voll auswirken wird. Wenn die russische kommunistische Presse in den letzten Wochen von großen „Siegen“ auf der „Ausbaufont“ zu berichten weiß, so ist demgegenüber zu bemerken, daß die Angaben über die Saatfläche, mit denen die amtliche Statistik operiert, an sich gar nichts beweisen. Denn es ist einwandfrei festgestellt worden, daß die Leiter der Kolchofsi und Sowchofsi aus Furcht vor der schweren Verantwortung für Nichterfüllung des Planes Saatgut, das etwa für 100 Hektar normalerweise ausreichen würde, einfach auf 200 und mehr Hektar in sinnloser Weise „ausstreuen“. Charakterisierte doch selbst die Moskauer „Prawda“ vor einem Jahre (21. Juni 1932) derartige Vorgänge auf dem Dorf und das Verhalten der Ortsbehörde mit dem Satz: „Die Saat mag verloren gehen, wir erfüllen den Plan!“

Auf Grund früherer Erfahrungen wäre es falsch, aus der Tatsache der Hungersnot unmittelbare Schlüsse auf die innerpolitischen Zustände in Sowjetrußland zu ziehen. Solange der russische Kommunismus im Besitz aller seiner Machtmittel bleibt, solange er ein paar Millionen Menschen an Hunger sterben lassen kann, solange die Nahrungsmittel noch für die Verpflegung von Partei und Armee ausreichen, braucht seine Lage noch nicht unmittelbar bedroht zu sein. Die Lage ändert sich aber, wenn der Nahrungsspielraum sich derart einengt, daß auch die privilegierte kommunistische Schicht in Mitleidenhaft gezogen wird. Dann beginnt die Zersetzung des kommunistischen Machtapparats. Dann denunziert der

Kommunist seinen Parteigenossen, um in den Besitz seiner Brotkarte zu gelangen. Erscheinungen im Parteileben („Disziplinlosigkeit“), gegen die keine „Säuberungsaktionen“ helfen, deuten an, daß diese Zerfetzung teilweise bereits eingetreten ist.

Die Ernährungskatastrophe Sowjetrußlands muß sich aber auch zwangsläufig außenpolitisch auswirken. Unmittelbar beeinflußt sie die Exportfähigkeit und dadurch die Zahlungsfähigkeit der Sowjetunion. Der Köder der „Sowjetaufträge“ verliert unter diesen Umständen seine Wirkung auf das nichtkommunistische Ausland. Ebenso wenig kann diese Entwicklung ohne Einfluß auf die „Bündnisfähigkeit“ des kommunistischen Rußland bleiben. Die technische Ausrüstung der Roten Armee mag noch so ausgezeichnet sein (hierüber sind die Meinungen übrigens in der letzten Zeit auch geteilt): ohne Brot und Pferde kann auch eine bolschewistische Armee keinen Krieg führen.

„Von der Zivilcourage der Deutschen“

sprachen wir im Aprilheft der „Deutschen Rundschau“ auf Seite 66. Da hieß es u. a.: „Wie kann man von den Führern der Nationalsozialisten, die doch alle im letzten Jahrzehnt Gelegenheit nahmen, ihre Zivilcourage zu erweisen, wie kann man von ihnen Respekt vor Andersdenkenden erwarten, wenn der Herr Staatsrat Schäffer, nachdem er dauernd Brandreden gegen sie hielt und auf die unverantwortlichste Weise die Mainlinie beschwor, sich nun plötzlich hinter seine Partei verkrächt und erklärt, er hätte dies alles nur aus Parteidisziplin getan, er selber wäre gar nicht so usw.“ Herr Staatsrat Schäffer legt Wert auf die Feststellung, daß „er nirgends eine Erklärung in dem behaupteten Sinne abgegeben, veranlaßt oder gebilligt hätte“. Aus Gründen der Loyalität geben wir auch dieser Zuschrift aus der Vergangenheit Raum. Wir stützen uns bei der Aufnahme des in Frage stehenden Satzes auf Zeitungsmeldungen, deren Dementi durch Herrn Staatsrat Schäffer uns nicht bekannt war.

An unsere Leser

Die gegenwärtige Zeit erfordert nicht nur die Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, sondern auch die Sichtbarmachung geistiger Fronten. Aus diesen Gründen haben wir uns entschlossen, den Namen von Dr. Paul Fechter als Mitherausgeber auf das Titelblatt unserer Zeitschrift zu setzen. Wir sind sicher, die volle Zustimmung unserer Leser für diesen Schritt zu finden, der für die Zeitschrift und damit für unsere Leser eine Bereicherung bedeutet.

Der Verlag der Deutschen Rundschau G. m. b. H.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Georg Schmidt-Rohr, Frankfurt a. d. Oder. — Dr. Louis v. Kohl, Berlin. — Professor Kurt Kluge, Berlin. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Bernhard Herrmann, Berlin. — Dr. Fred Samel, Berlin. — Professor Dr. Rudolf Deglitz, Hamburg. — Egon Sandmann, Berlin. — Professor Dr. Maximilian Claar, Reapel. — Professor Dr. Karl Haushofer, München.

Deutschland ohne Protestantismus?

Eine Kampfschrift von Dr. Hans Beyer

RM. 1.50

Erlebt der deutsche Protestantismus das Schicksal der russischen Emigration oder findet er den Weg zu einer kräftigen, fest im nationalen Leben verwurzelten Volkskirche? Der Verfasser bejaht diese Frage und zeigt, welche Bedeutung heute dem Bekenntnis, der Lehre, der sozialen Arbeit und der Massenpsychologie zukommt. Er spricht von der Verzauberung und Entzauberung der Massen durch Rundfunk, Film und Massenversammlung und zeigt, wie sich die Laienbewegung der „Deutschen Christen“ mit der durch das Altonaer Bekenntnis angeregten Theologienbewegung verbünden muß.

Bleibt die Altpreußische Union bestehen?

Existiert ein Bündnis Kirche — Kapitalismus?

Gleichschaltung von Religion und Volkstum — oder Neuerfassung der christlichen Offenbarung?

Bleibt der Protestantismus eine Minderheit oder findet er die Kraft zur Führung?

Das sind Fragen, die von dem langjährigen Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ und jetzigen Schriftleiter der „Kreuzzeitung“ behandelt werden.

Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau

Wird Europa den Frieden vollziehen

Deutschland mindestens ist redlich darum bemüht. Kein Deutscher aber darf Augen schließen vor den Gefahren für den Frieden, die wir als Volk der Mitte klarsten erkennen können. Diese Gefahren liegen nicht nur auf wirtschaftlichen Gebieten; noch weit unerträglichere Spannungen, als die materielle Not sie erzeugen, leidenschaftliche Staatsfeindlichkeit und innere Kriegsbereitschaft drohen bei um ihr Recht gebrachten Völkern.

40 Millionen Menschen

leben jetzt, nach der neuen Gebietsverteilung durch die Friedensverträge, Minderheiten in Europa; davon sind 9 Millionen Deutsche. Der Frieden Europas ist aber nur gesichert, wenn diese 40 Millionen wieder zu ihrem Rechte kommen. Umfassendes Material zur Minderheitenfrage finden Sie in der Reihe „Deutschtumsbücher“, die folgende Bände enthält:

Der Kampf um die Saar

Von *Dr. Hans Siegfried Weber*

Ganzleinen RM. 5.—, Kartonierte RM. 10.—

Das Deutsche Westpreußen

Abbildungen von Urkunden zur Geschichte des Deutschturns in Westpreußen in Stadt und Land zur polnischen Zeit. Von *Karl J. Kaufmann*

Kartonierte RM. 10.—

Der neue Herr von Böhmen

Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei. Von *Dr. Gustav Peters*, Prag Kart. RM. 10.—

Die Verfassung des Memelgebietes

Von *Albrecht Rogge*. Erschienen in der Sammlung: Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrechte. Herausgegeben von *Dr. Max Hildebert Boehm*

Kartonierte RM. 10.—

Statistisches Handbuch des gesamten Deutschturns

Von *Wilhelm Winkler*, Direktor des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien. Herausgegeben im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Verbindung mit der Deutschen Statistischen Gesellschaft

Ganzleinen RM. 10.—

Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Von *Pater Grentrup O. S. B.* Erschienen in der Sammlung: Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrechte. Herausgegeben von *Dr. Max Hildebert Boehm*

Kartonierte RM. 10.—

Jeder kann für den Frieden sorgen, indem er sich in seinen Kreisen für die Interessen der Minderheiten einsetzt; denn das neue Rechtsgefühl, das durch die allgemeine Beschäftigung mit diesen grundlegenden Fragen entsteht, ist eine gewaltige politische Macht.

Ich bestelle hierdurch aus dem Verlage Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW 68

An die Buchhandlung

Absender:

in

in Str. Nr.

Str. Nr. Datum

Deutsche Romane und Erzählungen

aus dem Verlage

Carl Schünemann, Bremen



Otto Ehrhart-Dachau

Das grüne Jahr. Eine Landschaftsbildung. Erlebnisse eines Fischers und Jägers. Umfang 224 Seiten. In Leinen geb. RM 4,80.

Ein Buch, das nur ein Deutscher geschrieben haben kann. Es ist das Werk eines wahren Jägers, eines Meisters der Sprache. — Das Buch ist eine einzig großartige Sinfonie des Jahres. Es ist das schönste Werk seit Hermann Löns, denn ein echter Dichter hat es geschaffen. (Presse-Urteile.)

Friedrich Griefse

Der ewige Ader. Roman. 492 Seiten. In Leinen gebd. RM 7,50.

Dieser Roman zeigt in breitem, gestaltenreichem Bilde das Schicksal eines Dorfes im Kriege. Nicht ein einzelner Mensch steht im Mittelpunkt, über eine Fülle charakteristisch, gesehener Gestalten wandert das Licht der Erzählung, bald die eine, bald die andere hell heraushebend.

Georg von der Brinck

Soldat Suhren. Roman. 390 Seiten. In Leinen gebd. RM 7,—.

Der erste große, an künstlerischer Kraft noch immer unübertroffene Kriegsroman der Deutschen. Eine geistig-dichterische Deutung des Kriegsgeschehens. — Soldat Suhren muß man, ohne superlativisch zu werden, als den besten aller geschriebenen Kriegsromane anerkennen.

Heinrich Zerkowen

Rautenkranz und Schwerter. Roman aus dem Barock Augustus des Starken. 391 Seiten. In Leinen gebd. RM 6,50.

Es ist ein Roman, den man in einem Zuge liest, — man wird gepackt und gerückt und spürt zuletzt doch einen Dichter, der zu erzählen weiß wie die Alten und über Zeit und Raum ins allgemein Menschliche weist.

Hans Friedrich Blunck

Vollswende. Roman dieser zwei Jahrzehnte. Zugleich Versuch einer Chronik. 552 Seiten. In Leinen gebd. RM 8,—.

Eine Auseinandersetzung mit den Fragen der Zeit, die uns heute alle bedrängen: Klärende Rückschau auf die hinter uns liegenden schicksalsreichen Jahrzehnte, sinnstiftender Ausblick auf die Zukunft. — Der Roman gibt ein breites, abenteuerlich bewegtes Schicksalsbild aus der hanfsichen Bürgerwelt, in das der bunte Teppich einer großen Liebe eingewirkt ist.

Herman Anders Krüger

Die sieben Ründel. Roman aus drei Zeitaltern. 600 Seiten. In Leinen gebd. RM 6,—.

H. A. Krüger ist als Verfasser des in vielen tausend Ausgaben verbreiteten Erziehungsromans „Gottfried Rämpfer“ bekannt geworden. Auch „Die sieben Ründel“ ist ein Erziehungs- und Entwicklungsroman, dessen Hintergrund die gewaltigen Ereignisse in Deutschland 1890 bis 1920 bilden. Im Mittelpunkt stehen die sieben Ründel, Kinder dreier Familien, die ein schweres Schicksal zusammenführte. An ihren wechselvollen Schicksalen stellt Krüger die Entwicklung Deutschlands vor, während und nach dem großen Kriege dar.

Steinhardt

Aus Busch und Dorn. Erlebtes und Erlaushtes aus Afrika. 224 Seiten. Mit vielen Bildern im Text und 8 ganzseitigen Einseiteltafeln von H. A. Aschenborn. In Leinen gebd. RM 5,—.

Des Verfassers hervorragende Beobachtungsgabe, sein kerniger Humor, die Fähigkeit, mit großer Anschaulichkeit zu schildern, machen diese Jagdabenteuer in den ehemaligen deutschen Kolonien zu einer für jeden Naturfreund genußreichen Lektüre.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Wollen Sie

zuverlässig
unterrichtet sein?

...dann lesen Sie die

Deutsche Allgemeine Zeitung

DIE ZEITUNG DES TAGES
